
Vier und dreißigstes Kapitel.

Geschichte des siebenjährigen Krieges.

Erster Abschnitt.

Maitressen-Regierung in Frankreich, vornehmlich unter der Pompadour. Amerikanischer Krieg zwischen Frankreich und Großbritannien. Zustand der dasigen Colonien. Ursprung von Louisiana. Die Franzosen verlieren Canada, und erobern dagegen Minorca.

Ludwig XV, der einen achtjährigen, kostbaren Krieg, ohne den geringsten Vortheil für seine Monarchie, geführt hatte, genoss nun wenigstens das angenehme Gefühl, sich seinen Lieblingszeitvertreiben, ohne alle Störung, überlassen zu können. Seine Feldzüge hatten

hatten ihn nicht lange genug von denselben entfernt, um ihn an eine andere Lebensart zu gewöhnen. Er war von Metz (1744 im Nov.) kaum nach Paris zurückgekehrt, als er sich seines angenehmen Umganges mit der Chateauroux so lebhaft erinnerte, daß er sich nicht zurückhalten konnte, einen nächtlichen Besuch bey ihr zu machen, daß er sie um Vergebung bath, daß er ihr erlaubte, ihm Bedingungen wegen ihrer Rückkehr an den Hof vorzuschreiben. Das rachsüchtige Weib verlangte die Verbannung von denen, die den König zu ihrer Entfernung vom Hofe bewogen hatten. Der schwache Ludwig opferte ihr wirklich den Großalmosenier und den Reichsvater auf; aber in die Verweisung des Ministers Maurepas, und der Prinzen, wollte er durchaus nicht einwilligen. Jener mußte sich indessen entschließen, die Chateauroux um Vergebung zu bitten, und sie nach Hofe einzuladen. Doch die stolze Maitresse überlebte die Rückkehr ihrer glänzenden Lage kaum drey Wochen. Die verschiedenen Leidenenschaften, die sie bestürmten, hatten ihren empfindsamen Körper so mächtig erschüttert, daß sie in eine Krankheit verfiel, die, unter

ab:

abwechselnden Geistesverirrungen und heftigen Krämpfen, das Ende ihres Lebens (am 8. Dec.) herbeiführte. Sie starb in den Armen der Mailly.

Als die Chateauroux gestorben war, entspann sich ein neues Spiel der Hofränke, dem Monarchen, den ihr Verlust äußerst erschütterte, eine Person zu empfehlen, die man als Schöpferin des Glückes betrachten könnte. Dieß war das Ziel aller ehrgeizigen Häupter des Hofes. Aber auch alle ehrgeizige Damen des Hofes brauchten die Künste der Galanterie, den Monarchen zu trösten. Doch die ganze Nation, und vornehmlich das Volk der Hauptstadt, zeigte das lebhafteste Bestreben, den König aufzuheitern. Mit diesem Bestreben vereinigte sich das Fest, welches (1745) die Stadt Paris dem neuvermählten Dauphin zu Ehren anstellte.

Zu diesem Feste wurden alle schönen Damen des Hofes eingeladen. Unter denselben befand sich die reizende und anmuthige Normand d'Etolles. Ihr Vater, Poisson, ein
Schläch-

Schlächter zu Paris, wirthschaftete mit der Casse des Invalidenhauses, bey welchem er angestellt war, so schlecht, daß er, um den Galgen zu entgehen, sich durch die Flucht retten mußte. In seiner Abwesenheit gebar seine Frau, die eine ganz vorzügliche Schönheit war, eine Tochter, Johanne Antoinette. Es fanden sich gute Freunde, welche dieselbe im Tanzen, in der Musik, und in andern Künsten, unterrichten ließen. Das reizende Mädchen bezauberte den kleinen übelgebildeten, nicht sehr feinen Norz mant d'Etiolles so sehr, daß er sie (1741) heyrathete. Dieser that alles, um seiner zärtlichst geliebten Gattin Vergnügen zu machen. Es versammelten sich in seinem Hause die feinsten und angenehmsten Gesellschaften, und bald umflatterte die schöne geistvolle Frau ein Heer von Anbetern. „Ich werde,“ pflegte sie wohl zu sagen, „meinem Manne nie anders, als nur dem Könige zu gefallen, untreu werden.“ Auch war dieß ihr Ernst. Sie arbeitete wirklich an dem Plane, den Beherrscher Frankreichs zu erobern; schon ihre Mutter bildete sie zur Geliebten desselben; Madam la Tencin, ihr Bruder, der
 Car:

Cardinal, und Vinet, der Kammerdiener des Dauphins, hatten sie schon lange dazu auserlesen. Die mit ihren körperlichen Reizen vereinigten vorzüglichen Geistesanlagen waren, durch den Umgang mit Fontenelle, Voltaire, und andern schönen Geistern, ausgebildet worden. Dennoch fand sie Ludwig XV anfangs so wenig nach seinem Geschmack, daß nur der gewandte Vinet, ihr Better, es verhindern konnte, daß er ihres Umganges nicht gleich überdrüssig wurde. Ihre etwas unhöflichen Manieren und Ausdrücke, ihre rauhe Stimme, gaben ihren Feinden, zu welchen die Königin, der Dauphin und Maurepas, gehörten, Gelegenheit, sie lächerlich zu machen, sie la grisette, la petite bourgoise, zu nennen. Aber ihre Unterhaltungsgabe, ihre Dreistigkeit, ihre Entschlossenheit, siegte über die Hindernisse, die man ihrem Glücke in den Weg stellte. Sie wurde (1745 Sept.) der Königin, dem Dauphin, dem Hofe, mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten, vorgestellt, und nun ward ihr von jedermann, und zum Theil auf eine niederträchtige Art, die Aufwartung gemacht. Die Königin hielt es ihrer Ehre nicht

nicht zuwider, einige Tage hernach mit ihr zu speisen.

Ihr Mann war bey dem Schicksale, seine schöne Frau zu verlieren, nichts weniger, als gleichgültig. Er wollte, ihrer öftern Nachtbesuche bey dem Könige überdrüssig, die Rechte und das Ansehn ihres Mannes behaupten; aber sie antwortete ihm im Tone einer Gebietherin, und flüchtete nach Versailles. Ein königlicher Befehl, der ihr nach Avignon verbannte, überzeugte ihn bald von dem mächtigen Einflusse seiner Frau und seinem Verlust. Nach einiger Zeit wurde er zwar wieder zurückgerufen, und mit Ehrenämtern überhäuft, aber dieß geschah nur unter der Bedingung, daß er seine Frau niemahls besuchen, daß er sogar ihrer Begegnung ausweichen sollte. Ihr Vater wurde begnadigt, und ihr Bruder, ein höchst unbedeutender Mensch, stellte als Marquis von Marigny, einen mit ansehnlichen Ehrenstellen versehenen Mann, vor. Sie selbst nahm von dem Marquisat Pompadour, welches ihr der König schenkte, den Nahmen an, unter welchem sie so bekannt geworden ist.

Uns

Unstreitig haben der Pompadour nicht so wohl ihre Reize, deren ein mit dem schönen Geschlecht so vertrauter Monarch, als Ludwig, bald überdrüssig werden mußte, als ihre glückliche Gabe, ihn, durch immer neue und abwechselnde Zeitvertreibe, von aller Langeweile zu befreien, die Herrschaft über den König, und über Frankreich, zugesichert. Diese Herrschaft verbreitete sich nicht allein über die königlichen Cassen, deren Schätze die Pompadour sehr eigennützig zu ihrem Vortheile anwendete, sondern auch über die Staatsverwaltung. Bald mußten sich diejenigen, die ihr nicht schmeichelten, die sich nicht unter ihr Joch schmiegen wollten, entfernen. Unter diese gehörte der rechtschaffne Finanzminister Orry, dessen Verlust der König bedauerte, und das Volk befeuerte. Unter diese gehörte auch Maurepas. Ihr Wille war auch der Wille des Monarchen. Ihr Wink geboth. Was hätte sich das ehrgeizige Weib, die sich die Maintenon zum Muster wählte, nicht alles erlauben können? In dem Zimmer, in welchem man ihr die Aufwartung machte, war kein andrer Sessel, als ihr Lehnstuhl, und selbst der König

König

König mußte es für eine besondre Bewogenheit halten, wenn sie ihm einen Stuhl hinfetzen ließ. Um die Prinzen vom Hause, die Cardinäle, und andre Personen vom ersten Range, in ihrer Gegenwart nicht sitzen zu lassen, stand sie selbst so lange, als ihr Besuch dauerte. Ihr Haushofmeister, ein Edelmann aus einer der ältesten Familien, der, die Serviette unter dem Arm, hinter ihrem Stuhle stand, war mit dem blauen Ordensbände und dem Sterne des h. Ludwigs geziert.

Daß ihre Reize nicht die Ursache ihrer glänzenden Rolle waren, zeigte sich, als sie nach sechs Jahren (1751) eine Krankheit bekam, die sie außer Stand setzte, die sinnlichen Wünsche ihres königlichen Liebhabers zu befriedigen. Ihre Feinde hielten nun ihren Sturz für unvermeidlich; aber sie sahen sich in ihrer angenehmen Erwartung getäuscht. Die Pompadour blieb dem Herzen Ludwigs XV unentbehrlich. Schlau verschaffte sie ihm bald einen neuen Gegenstand seiner sinnlichen Liebe, der ihrer Herrschaft keinen Eintrag thun konnte. Ein Irländer,
Nahs

Mahmens Murphy, der, nebst seiner Frau in Paris lebte, hatte zwey sehr schöne Töchter, aber so wenig Vermögen, daß er sich entschließen mußte, sie in der königlichen Malerakademie zum Modell dienen zu lassen. Eben sollte an die zweyte auch die Reihe kommen, als die Pompadour ihren entnervten König auf das vierzehnjährige Mädchen von entzückender Schönheit aufmerksam machte. Aber die kleine Murphy besaß noch so wenig Weltkenntniß, so wenig seine Lebensart, daß sich Ludwig scheute, sie am Hofe erscheinen zu lassen. Doch die Pompadour wußte bald wieder Rath. Sie überließ ihm, um der Unterhaltung mit der reizenden Murphy zu pflegen, ein kleines Landhaus, das sie entbehren konnte. Der schwache Ludwig wurde von ihr so glücklich getäuscht, daß er sich einbildete, sie wäre mit der Absicht, wozu er das Landhaus brauchte, gar nicht bekannt. Doch Murphy, die weiter nichts, als schön war, konnte den im sinnlichen Genuße abgestumpften Monarchen nicht lange beschäftigen. Kaum zeigten sich Spuren einer Schwangerschaft, als sie verheyrathet wurde, und die Pompadour behauptete

haupte

hauptete ihre Herrschaft über Ludwigs Herz und über Frankreichs Schicksal unausgesetzt. Sie war es, die Minister, Generale, Gesandte ernannte; sie gab fremden Gesandten Audienz, unterhielt mit fremden Höfen Briefwechsel, und leitete eben sowohl die Staats- als Kriegsangelegenheiten. Aber sie leitete sie so eigennützig, dem Vorthelle Frankreichs so wenig angemessen, daß die Zeit von zwanzig Jahren, wo ihr Einfluß so mächtig war, zu den unglücklichsten Perioden des schönen Reiches gehört.

Während daß der Eigennuß der Pompadour die Finanzen, die der Krieg schon erschöpft hatte, ganz zerrüttete, waren die Provinzen so verarmt, daß selbst die reichsten, im Falle der Noth, kaum 100,000 Livres aufzubringen vermochten. Als daher der Finanzminister Machault, Orry's Nachfolger, als Generalcontroleur, es (1745) für eine dringende Nothwendigkeit erklärte, auf die Ergänzung der Staatseinkünfte eine ernsthafte Rücksicht zu nehmen, durfte man es nicht wagen, dem schon äusserst belasteten Volke noch neue Abgaben zuzunruthen. Man that

that daher den Vorschlag, die Geistlichkeit, und die sogenannten privilegierten Provinzen, die sich bisher selbst besteuert, die allerfalls nur eine gewisse Summe, als ein freiwilliges Geschenk, entrichtet hatten, zur Theilnahme an den Staatsbedürfnissen zu ziehen. Man verlangte deswegen den zwanzigsten Theil aller Einkünfte von Grundstücken. Nur nach lebhaftem Widerspruch entschloß sich das Parlament zu Paris, das Edict wegen dieser Abgabe zu registriren, das heißt, ihm, durch die Einzeichnung in seine Verhandlungen, die hergebrachte Bestätigung zu geben. Doch schon im folgenden Jahre (1746) trug das Ministerium auf eine Anleihe von 50 Millionen an. Als das Parlament dagegen Vorstellungen that, erklärte Ludwig XV, er hätte nun lange genug Geduld und Nachsicht gehabt; er verlange Gehorsam, und zwar heute noch. Das schüchterne Parlament registrierte. Desto feuriger aber widersprachen die privilegierten Provinzen, vornehmlich Bretagne und Languedoc. Die Geistlichkeit wollte den wahren Werth ihrer Grundstücke durchaus nicht angeben. Die Stände von Languedoc demüthigten sich aber unter

den

den Willen der Minister, während daß ihre Collegen in Bretagne theils verbannt, theils verhaftet wurden.

Die Geistlichkeit, die sich besonders lebhaft widersetzte, erklärte das Vorrecht, welches sie von den weltlichen Personen unterschied, für eine Gewissenssache, und bewies einen so standhaften Eifer, dieses Vorrecht zu behaupten, daß ihr die Entrichtung ihres Beytrages zu der Anleihe nicht weiter zugemüthet wurde. Um sie wegen ihrer Widerspenstigkeit etwas zu züchtigen, veranlaßte man, von Seiten des Hofes, eine Untersuchung ihres Lebenswandels, und ihrer Grundsätze, die sie der Achtung des Volkes nicht empfahlen. Der schlaue Erzbischof von Paris lenkte hierauf die Aufmerksamkeit auf theologische Händel. Das Parlament, das sich in dieselben mischte, verfuhr nun gegen den Erzbischof mit so vieler Entschlossenheit, und gehorchte dem königlichen Befehl, sich der Einmischung in die geistlichen Angelegenheiten zu enthalten, so wenig, daß es der erzürnte König (1753 May) nach Pontoise (in Isle de France, an der Oise) verbannte, daß

daß er einige der hitzigsten Mitglieder mit einer harten Gefängnißstrafe belegte. Das pariser Volk forderte zwar seine Zurückberufung mit lautem Ungestüm zurück; sie erfolgte aber doch nicht eher, als nach fünf Viertel Jahren (1754 Aug.). Allgemeiner Jubel verbreitete sich nun durch die Hauptstadt. Der Erzbischof Beaumont, der die theologischen Zänkereyen von neuem regemachte, erhielt die Weisung, sich nach Conflans, einem Dorfe im Bezirke von Paris, wo er ein Landhaus hatte, zu begeben. Hier setzte er jedoch die schriftliche Unterhaltung mit den Bischöfen seiner Parthey bis zu der Zeit fort, wo der Krieg mit Großbritannien und Preussen die Aufmerksamkeit des Publicums auf einen andern Gegenstand hinlenkte.

In Großbritannien war damals Wilhelm Pitt derjenige, der die Staatsverwaltung hauptsächlich leitete. Der jüngere Sohn einer noch neuen Familie (geb. 1708 Nov.) war er ein Enkel des Thomas Pitt, der dem Könige Ludwig XIV den großen Diamanten seines Namens, den er als Gouverneur

Galletti Weltg. 16r Th.

P

verneur

verneur von Madras sich zugeeignet hatte, für 135,000 Pfund Sterling, verkaufte. Unser Wilhelm, der mit ausserordentlichen Geistesfähigkeiten, und einem edlen Herzen, die wärmste Vaterlandsliebe vereinigte, war so wenig von Vermögen und Gönnern unterstützt, daß er sich entschließen mußte, Cornet bey der Cavallerie zu werden. Doch sein schwächlicher Körper war nicht für den Stand der Krieger bestimmt. Schon seit dem sechszehnten Jahre marterte ihn ein angeerbtes Podagra. Eben dieses aber gab seinem jugendlichen Geiste eine ernsthafte Stimmung, die ihn gegen sinnliche Ausschweifungen verwahrte, die ihm die Erwerbung mannigfaltiger Kenntnisse zu der angenehmsten Beschäftigung machte, die seine grenzenlose Ehrbegierde über alle andern Leidenschaften erhob. Mit der feurigsten Entschlossenheit vereinigte er eine unbiegsame Beharrlichkeit bey dem, was er einmahl für gut hielt, vereinigte er ein feines, gefälliges Benehmen im Umgange, vereinigte er eine so hinreißende, alle Widersprüche niederschlagende Beredsamkeit, äusserte er in allen seinen Vorträgen eine so glühende Vaterlands-

Ionien hatten seit sechzig Jahren, sowohl an Umfang, als an Wichtigkeit, außerordentlich gewonnen. Penns Colonie diente zu einem vortreflichen Muster, das die übrigen mehr oder weniger nachahmten. Zur schnellern Vermehrung der Einwohner trugen noch immer die Religionsbedrückungen bey, welche manche schlecht berathene Regenten in Europa ihren Unterthanen empfinden ließen. Von den Franzosen, welche der Widerruf des Edicts von Nantes aus ihrem Vaterlande vertrieb, wanderten viele nach Virginien, wo sie sich am Jamesfluß niederließen. Andre giengen nach Carolina, und legten daselbst Charlestown (Karlstadt) an. Deutsche gesellten sich schon seit Karls II und Jacobs II Zeiten zu den Bewohnern der englischen Colonien. Aus der Schweiz, dem südlichen Deutschland, meistens aus der Pfalz, Wirtemberg und Baden, zogen (seit 1709) ganze Gemeinden, mit ihren Pfarrern, nach Amerika. Man rechnete einige Zeit lang jährlich 20 bis 24 Schiffe, die Deutsche an die nordamerikanische Küste versetzten. Menschenwerber, Neuländer genannt, lockten, von englischen und holländischen

schen

73 7X 1133 11 2 113

sehen Kaufleuten ausgesandt; durch die reizendsten Versprechungen, ganze Schaaren dahin. Die großbritannische Regierung verstatete, um die Volksmenge in Amerika zu vergrößern, sogar die Auswanderung aus ihrem eignen Lande. Sie erlaubte den Hochländern, aus ihren gebirgigen Gegenden nach Neuyork, Georgien, Neuschottland, und Südecarolina, sich zu begeben. Die Freyländer, denen es in ihrem, nicht besonders fruchtbarem Vaterlande an Unterhalt fehlte, wanderten (vornehmlich seit 1740) nach Pennsylvanien und Neuyork, und brachten daselbst die Leinweberey in Aufnahme. Jährlich belief sich die Zahl derselben auf 2000.

Wilhelm III, von Holland aus mit den richtigen Grundsätzen der Staatswirthschaft bekannt, erwarb sich um die Engländer das Verdienst, sie auf die Producte der amerikanischen Colonien, als Schiff; und Bauholz, ingleichen Ther, Pech, Eisen, Kupfer, Getreide, Taback, Indigo, recht aufmerksam zu machen. Um die Ausfuhr nach andern europäischen Ländern zu befördern, wurden

denen,

denen, die sich damit beschäftigten, die Eingangszölle zurückgegeben. Zur Zeit der Königin Anna erkannte man denen, welche die zum Schiffbau nöthigen Materialien aus Amerika einführten, ansehnliche Belohnungen zu. Die nordamerikanischen Colonien selbst bemächtigten sich eines sehr ausgedehnten Schleichhandels nach dem französischen und holländischen Westindien, durch welchen sie die französischen und holländischen Zuckerinseln, zum Nachtheile der englischen, in einen größern Wohlstand versetzten. Die großbritannische Regierung sah sich daher bewogen, die Waaren, die aus diesen Inseln eingeführt wurden, z. B. Zucker, Rum, mit einer schweren Abgabe zu belegen.

Während der Zeit bewiesen sich aber auch die Franzosen nicht unthätig, ihre Besitzungen in Nordamerika zu erweitern und zu vermehren. Ein Hauptgegenstand ihrer Thätigkeit war das Land am Mississippi. Mit diesem hatte schon der Spanier Ferdinand de Soto (1541) die Europäer bekannt gemacht; aber der Franzose la Salle war
(1682)

(1682) derjenige, der, zuerst von Canada aus, den großen Strom, bis zu seiner Mündung, bereisete; der dem König Ludwig XIV von den vortrefflichen Eigenschaften des an demselben sich hinziehenden Landes einen so vortheilhaften Begriff machte, daß er ihm eine, mit allen Bedürfnissen reichlich versehene Flotte anvertraute, um zum Anbau desselben den Grund zu legen. La Salle führte seine Colonie hundert Meilen über das rechte Ufer des Stromes hinaus, wo ein ungesunder Himmelsstrich nicht nur die meisten von seinen Gefährten, sondern ihn selbst, tödtete. Hierauf versetzte (um 1700) Iberville, ein Edelmann aus Canada, und ein vortrefflicher Seeofficier, eine kleine Anzahl von Franzosen an den Mississippi; aber auch diese Colonie, die ihr Urheber Louisiana nannte, unterlag dem Kampfe mit dem sandigen Boden, dem brennenden Himmel, den Wilden. Dadurch ließ sich aber Crozat, ein reicher Kaufmann, von einem neuen Versuche, am Mississippi eine Niederlassung zu gründen, nicht abhalten. Er verschaffte sich in dieser Absicht ein ausschließliches Handelsprivilegium auf 15 Jahre,

Jahre, um, vermittelst einer am Mississippi anzulegenden Colonie, eine Verbindung mit Alt- und Neumexico, zur Umtauschung euro- päischer Waaren gegen mexicanisches Gold und Silber, zu errichten. Allein zu schwach, diese Unternehmung auszuführen, trat er (1717) sein Privilegium der lawschen Handelsgesellschaft ab *). Man entwarf nun, ohne mit dem Boden sich erst bekannt gemacht zu haben, den Plan zu einer großen Colonie. Ganze Schaaren von Franzosen, Deutschen, Schweizern, wurden an den Mississippi, nach Louisiana, versetzt; aber diese Colonisten, die nichts vorbereitet fanden, irrten in den großen Wäldern hilflos herum, und starben vor Mangel, Verdruß und Ermattung. Die 25 Millionen Livres, die diese Colonie gekostet hatte, waren fruchtlos aufgewendet, und der Name Louisiana ward in Frankreich ein Gegenstand heftiger Verwünschungen. Die lawsche Gesellschaft mußte ihr Privilegium, mit einem Verlust von 1,450,000 Livres, verkaufen. Der Handel nach Louisiana war nun jedem erlaubt, und die Zahl der Colonisten vermehrte sich etwas; aber die Kriege von 1739 und 1755 hemm-

ten

*) Theil XV, S. 119.

ten den glücklichen Fortgang dieser Niedersaffung von neuem.

Den letztern Krieg veranlaßte der Umstand, daß die Gränzen zwischen den nordamerikanischen Besitzungen der Franzosen und Engländer nicht genau bestimmt waren. Im utrechter Frieden hatte Frankreich ganz Acadien, oder Neuschottland, nach seinen alten (ehemahligen) Gränzen, an Großbritannien abgetreten *). Diesen unbestimmten Ausdruck legte nun jede von den beyden Mächten zu ihrem Vortheile aus. Im Frieden zu Aachen hatte man eine günstige Gelegenheit, der Sache eine genauere Bestimmung zu geben; aber sie wurde vernachlässigt. Frankreich bekam zwar Cap Breton (eine Insel bey Neuschottland) und alles dasjenige, was ihm von den Engländern entrisen worden war, wieder zurück; jedoch mit dem neuen Zweifeln unterworfenen Zusatze, daß, auch in andern Dingen, alles wieder in das Verhältniß kommen sollte, wie es vor dem Kriege gewesen wäre, oder hätte seyn sollen. Dieß benutzten die Engländer zum Vorwande, ihren Besitzungen an der rechten Seite des

Lorenz:

*) Theil XV, S. 352.

Lorenzstromes eine größere Ausdehnung zu geben. Sie glaubten, auf ältere Landkarten sich berufend, bis an die Flüsse Lorenzo und St. John sich ausbreiten zu können. Sie legten (1749) die Stadt Halifax an, die sie mit einer beträchtlichen Menge von Colonisten versahen.

Die Franzosen wollten die Engländer an der Ausbreitung ihrer Gränzen hindern. Sie legten daher auf der Landenge zwischen Neuschottland und Canada einige Festungen an; sie gaben sich Mühe, die Wilden in Neuschottland gegen die Engländer zur Empörung zu reizen; sie brachten es dahin, daß die Indianer in Canada es den Engländern nicht gestatten wollten, sich diesseits der apalachischen Gebirge auszubreiten; sie übersiefen die kleine, wehrlose Stadt Darmouth, Halifax gegen über.

Während daß Franzosen und Engländer einander am Lorenzstrom neckten, geriethen sie auch wegen der Gränzen am Ohio in Streit. Eine seit dem aachner Frieden entstandene englische Ohiocompagnie wollte das schöne Land,

Land, welches die Ufer des prächtigen Ohio, eines großen Nebenflusses des Mississippi umgiebt, benutzen. Dieß wollten die Franzosen nicht zugeben, und daher wurden die Engländer, die sich am Ohio niedergelassen hatten, theils verjagt, theils ermordet. Um überhaupt zu verhindern, daß sich die Engländer zwischen den französischen Niederlassungen nicht festsetzen möchten, trafen die Franzosen Maßregeln, ihre Provinzen Canada und Louisiana in nähere Verbindung zu bringen, und die Herrschaft über die Seen in Canada sich zuzueignen. Sie legten daher an dem Flusse Niagara, der aus dem Erie in den Ontario führt, und wegen eines der größten Wasserfälle berühmt ist, eine Festung an. Sie führten im Lande der sogenannten sechs Nationen, oder der Irokesen, die als Unterthanen der Engländer anerkannt waren, eine ganze Reihe von Verschanzungen auf. Die feyerlichen Einwendungen, die der englische Statthalter in Virgintien dagegen machte, waren vergebens. Eine Abtheilung englischer Truppen, die, (1754) von dem in der Folge so berühmten Washington angeführt, den Bau eines neuen Forts

Forts du Quesne am Ohio zerstören sollte, wurde getödtet oder gefangen. Die französische Regierung versah Canada nicht nur mit Mannschaft, sondern auch mit Kriegsgebedürfnissen. Endlich langte (1755 Febr.) der General Braddoc mit 1500 englischen Soldaten in Virgintien an, und der Admiral Boscaven, der (im April) mit einer Flotte an der Küste von Neuschottland erschien, nahm den Franzosen zwey Kriegsschiffe weg. Nun war der nordamerikanische Krieg zwischen Frankreich und England entschieden.

Braddoc wollte, wenn er die Provincials truppen, und die nöthigen Kriegsbedürfnisse an sich gezogen haben würde, von Virgintien aus, seine Unternehmungen gegen die Franzosen anfangen. Allein der stolze, harte General, machte sich nicht nur bey seinen eignen Soldaten, sondern auch bey den Indianern, die ihm wichtige Dienste hätten leisten können, und die er mit Verachtung von sich stieß, sehr verhaßt. Nun wählte er (1755 Jun.) um bis zu dem Fort du Quesne zu kommen, den weitesten und beschwerlichsten Weg, der über dicht bewachsene Gebirge

Gebirge führte. Darüber sah er sich genöthigt, 800 Soldaten, nebst dem schwersten Gepäcke, auf dem Marsche, zurückzulassen. Seine ganze Mannschaft, die er vor dem Fort aufstellte, bestand nur aus 700 Köpfen, und diese wurden von den Franzosen so eingeschlossen und überwältigt, daß nur sehr wenige sich retten konnten. Zwar langte (1756 März) Abercrombie mit zwey Regimentern und (im May) Loudon, als Oberbefehlshaber der königlichen Truppen, und als Statthalter von Virginien, an; allein die Ueberlegenheit der Franzosen dauerte dennoch fort. Großbritannien unterstützte seine Colonien nicht kraftvoll genug, und diese betrieben ihre Rüstung zu wenig mit gemeinschaftlichen und angestregten Kräften. Die südlichsten Provinzen wollten, wegen ihrer vielen Neger besorgt, keine Mannschaft stellen. Die übrigen wurden theils durch die unter ihnen herrschende Eifersucht, theils durch die Uneinigkeit zwischen ihren Statthaltern, theils aber auch durch die Abneigung, sich von englischen Officieren besetzen zu lassen, von der lebhaftesten Theilnahme an diesem Kriege abgehalten.

Der

Der ungünstige Erfolg, den der nordamerikanische Krieg mit Frankreich hatte, war eine von den Hauptursachen, die dem großbritannischen Volke den Wunsch abnöthigten, seinen Liebling Pitt wieder am Ruder der Staatsverwaltung zu sehen. Er wurde (1756) vom König Georg II zum Staatssecretär ernannt. Aber der feurige Patriot widersetzte sich den Absichten des Königs, die mit dem Wohl des Staates nicht immer übereinstimmten, so unbiegsam, daß es den Kräften seiner Feinde keine große Mühe machte, den königlichen Befehl zur Niederlegung seiner Stelle auszuwirken. Auch einige von seinen Freunden wurden abgesetzt. Nun bezeugte jedoch der größte Theil der Nation eine so innige Hochachtung für Pitts Beredsamkeit und Vaterlandsliebe; nun drückte sie das Verlangen, ihn wieder in seine Ministerstelle eingesetzt zu sehen, in Bittschriften, und auf andre Weise, so lebhaft aus, daß sich Georg II (1757 Jan.) abermahls entschließen mußte, ihn zu seinem Staatssecretär des südlichen Departements zu ernennen. Pitts Staatsverwaltung glich einer monarchischen Regierung, indem alle
 übrigen

übrigen Minister ihm gleichsam untergeordnet waren. Dies gereichte jedoch zum Besten des Staats. Die Nation erwachte, durch ihn aufgemuntert, gleichsam aus dem politischen Schlafe, der sie bisher niedergedrückt hatte; sie lernte ihre Kräfte, und das eigentliche Ziel ihrer Anstrengung, besser kennen; sie fühlte, daß sie nur durch ihre Seemacht groß werden könnte. Nie waren König, Parlament und Volk eintrig. So überzeugend waren Pitts Verdienste. Allein, sein mächtiger Einfluß äusserte sich auch nicht allein auf Großbritannien und Europa, sondern auch auf alle übrigen Erdtheile.

Dieser Einfluß zeigte sich besonders auch in dem Kriege, den Großbritannien mit Frankreich führte. Die kriegerischen Unternehmungen in Nordamerika waren jetzt vor einem ganz andern Geiste beseelt. Eine große Flotte, die unter Boscawens Befehl stand, brachte die Generale Amherst und Wolfe, mit Kriegsvolk, nach Canada, vor die französische Festung Louisburg, welche (1758 Jul.) des heftigen Widerstandes von 3000 Mann ungeachtet, der Gewalt der
Englän:

Engländer weichen mußte. Die Franzosen verbrannten vorher ihre Flotte, die aus fünf Linienschiffen und sechs Fregatten bestand. Um das Vordringen in Canada zu erleichtern, rückte Abercrombie mit 16,000 Mann gegen Ticonderago, eine französische Festung am Champlain's See, im jetzigen Gebiete von Newyork, an. Ein unvorsichtiger Angriff kostete zwar 2000 Mann; dagegen machte (im Aug.) die Eroberung der Festung Fontenac desto weniger Mühe, und die Franzosen rissen die Werke des Forts du Quésne nun selbst nieder.

Zur Beförderung der englischen Unternehmungen trug ein Freundschaftsbund, den die Engländer mit verschiedenen hinter den apalachischen Gebirgen, und in Canada, wohnenden indianischen Stämmen, eingtungen, sehr viel bey. Amherst eroberte im folgenden Jahre (1759 Aug.) nicht nur Ticonderago, dessen erster Angriff ihm nicht gelungen war, sondern auch Crownpoint, eine andre französische Festung am Champlainsee. Die englischen Generale Johnson und Prideaux bemächtigten sich auch des Forts Oswego

wego und Niagara. Die Franzosen zogen nun ihre ganze Kriegsmacht bey Quebec, der Hauptstadt von Canada, zusammen, um den General Wolfe, der diese Stadt belagerte, von der Einnahme derselben abzuhalten. Eine Schlacht, die der französische General, der Marquis von Montcalm, den Engländern (1759 am 13. Sept.) lieferte, sollte Quebecs Schicksal entscheiden. Das Treffen kostete viele Menschen. Veyde Anführer starben den Heldentod. Endlich siegten die Engländer. Dem Andenken des tapfern Wolfe widmete Georg II ein Denkmahl in der Westminsterabtey. Quebec mußte sich fünf Tage nach der Schlacht (18. Sept.) an die Engländer ergeben. Die Flotte derselben kehrte nach England zurück, um der Gefahr des Einfrierens auszuweichen. Wegen der Franzosen, die sich noch im innern Lande befanden, blieb der General Murray mit 7000 Mann zurück. Die Franzosen rückten (1760 April) heran, um die Stadt Quebec wieder in ihre Gewalt zu bringen, und der unvorsichtige Murray wurde von der überlegenen Zahl derselben so sehr ge-

Colletti Weltg. 16r Th. Q schlus

schlagen, daß er sich nach Quebec zurückziehen mußte. Als jedoch die Franzosen zur Belagerung der Stadt ernstliche Anstalten machten, langte eben eine englische Flotte an, die ihnen ihre Artillerie, und einen großen Theil ihres Gepäcks, wegnahm. Baudrevil, der französische Statthalter von Canada, zog hierauf alle französische Truppen, über die er gebiethen konnte, nach der auf einer Insel im Lorenzstrom liegenden Stadt Montreal, dem einzigen den Franzosen noch übrigen festen Platz, zusammen. Amherst brachte ihn aber dennoch in solche Verlegenheit, daß er sich (3. Sept.) zum Abzuge bequemen mußte. Jetzt war Canada von den Engländern erobert. Die Franzosen, die aus ganz Nordamerika vertrieben waren, bemächtigten sich zwar (1761 Jun.) der Städte St. John und Plaisance in Neufundland; diese wurden ihnen jedoch bald wieder weggenommen. Um die Engländer auf eine andre Art in Verlegenheit zu bringen, reizten sie die Irokesen, welche von den stolzen Engländern sehr beleidigt worden waren, zur Rache, und diese führten (1760) den Krieg

Krieg

Krieg gegen die Engländer mit solcher Erbitterung, daß Amherst, um das Vergeltungsrecht auszuüben, auf trokessische Weise, ihre Städte und Dörfer abbrennte. Das feindselige Mißverhältniß zwischen den Engländern und Trokesen dauerte auch so lange fort, bis ein Abgeordneter der letztern, welcher, zur Berichtigung des Friedens in London gewesen war, die Ehre, die er daselbst genossen hatte, seinen Landsleuten so lebhaft schilderte, daß sie von den Gesinnungen der Engländer einen weit vortheilhaftern Begriff erhielten. Es wollte also den Franzosen kein Versuch, die englische Macht in Nordamerika zu bekämpfen, gelingen.

Desto mehr begünstigte die Franzosen das Kriegsglück bey einer Unternehmung auf die Insel Minorca. Die französische Regierung machte an den Küsten von Bretagne allerley Anstalten, die eine Landung anzukündigen schienen. Es wurden verschiedene Truppenabtheilungen zusammengezogen; man bereitete eine große Anzahl platter Fahrzeuge zu; man rüstete im Hafen von Brest einige

Kriegsschiffe aus. Zu London war man wegen einer französischen Landung schon so besorgt, daß man eine starke Abtheilung von hannöversischen und hessischen Truppen nach England kommen ließ. Um so unerwarteter war (1756 April) die Nachricht, daß der Herzog von Richelieu mit einem französischen Corps auf der Insel Minorca gelandet sey. Die Franzosen belagerten Port ; Mahon. Der Admiral, Marquis de la Galissoniere, deckte diese Belagerung mit einer Flotte von 12 Kriegsschiffen. Byng, der die Stadt entsetzen sollte, wurde von der englischen Admiralität zu spät ausgerüstet, und nur mit 10 Linienschiffen versehen. Doch sein Muth rechtfertigte das Vertrauen, das man in ihn setzte, nur wenig. Denn kaum war (20. May) eins von seinen Schiffen aus der Linie gedrängt worden, als er sich schon nach Gibraltar zurückzog. Indessen machte die französische Belagerung von Port ; Mahon nur sehr langsame Fortschritte, bis Richelieu endlich (29. Jun.) den kühnen Entschluß faßte, die weitläufigen Mauerwerke durch einen gewaltsamen Angriff zu erobern.

Er kostete viele Menschen, aber er gelang, und nun capitulirte auch die 2000 Mann starke Besatzung des noch nicht bestürzten Forts St. Philipp, wodurch die ganze Insel ein Eigenthum der Franzosen wurde. Dieser Verlust war für die Engländer sehr wichtig, weil er sie in ihrer Herrschaft auf dem mittelländischen Meere störte. Der Unwille, den die Nation darüber empfand, äusserte sich sehr laut. Das Ministerium schob nun die ganze Schuld auf den Admiral Byng, der, durch fünf Schiffe verstärkt, zu spät herbeygekommen war. Man unterwarf sein Benehmen dem Ausspruche eines Kriegesgerichtes, und Byng, dessen Vater bey dem Cap Passaro (1718) *) einen wichtigen Sieg erfochten hatte, ward zu Portsmouth hingerichtet. Großbritannien in seinem eignen Lande anzugreifen, war jedoch für Frankreich, dessen Seemacht mit der englischen im Mißverhältnisse stand, eine sehr gefährliche Unternehmung. Um so leichter schien es, dem Könige Georg II sein deutsches Erbland, das Kurfürstenthum Hannover, wegzunehmen. Mit dieser Absicht stimmte der Plan, der

Marie

*) Theil XV, S. 170.

Marie Theresie gegen den König von Preussen
Veystand zu leisten, gut zusammen.
So war dieß eine von den Hauptursachen,
die den siebenjährigen Krieg in Europa ver-
anlaßte.

Zweyter Abschnitt.

Der Zustand Oestreichs wird unter der Staatsverwaltung des Grafen Kauniz sehr verbessert. Oestreich verbindet sich mit Frankreich, Rußland, Sachsen. Brühls für Sachsen höchst nachtheiliges Ministerium. Der König Adolf Friedrich von Schweden, der immer mehr eingeschränkt wird, muß an der Verbindung gegen Friedrich II Theil nehmen. Friedrich II befördert den Wohlstand seiner Länder, und die Vollkommenheit seiner Kriegsmacht.

Seit dem aachner Frieden war ein in Europa bisher ganz unbekanntes Verhältniß eingetreten. Oestreich und Frankreich hörten nicht nur auf, feindseltige Gesinnungen gegen einander zu hegen; Oestreich und Frankreich schlossen sogar ihren Freundschaftsbund
immer

immer enger. Oestreichs Erbitterung über Preussen, das ihm Schlesien entzogen hatte, war so innig, daß es, die Händel mehrerer Jahrhunderte gleichsam vergessend, sich mit seinem ehemahligen Hauptfeinde verband. Derjenige, der die Marie Theresie zu dieser Verbindung hinzog, war Kaunitz. Wenzel Anton, Graf von Kaunitz (geb. 1711) der Abkömmling einer altadelichen Familie, die in Böhmen und Mähren große Güter besaß, die dem Staate schon manchen verdienstvollen Beamten geliefert hatte, war, als der jüngste von neunzehn Geschwistern, dem geistlichen Stande gewidmet; diese Bestimmung ward aber durch den Tod eines ältern Bruders abgeändert. Kaunitz studierte nun die Rechtswissenschaft; er bildete sich auf Reisen in Frankreich, England und Italien weiter aus. Seit seinem dreyßigsten Jahre (1741) wurde er als Gesandter an verschiedenen Höfen gebraucht. Er befand sich bey dem Könige von Sardinien, während daß derselbe gegen die Franzosen und Spanier zu Felde lag. In der Folge verwaltete er die wichtige Stelle eines dirigirenden Ministers der östreichischen Niederlande,

lande, bis dieselben in die Gewalt der Franzosen geriethen. Er lebte hierauf einige Zeit auf seinen Gütern bey Aachen. Die Dienste, die er der Marie Theresie leistete, hatten ihm aber das Vertrauen derselben so sehr erworben, daß sie ihn zu ihrem Conferenzz und Staatsminister ernannte, daß sie ihn den wichtigen Gesandtschaftsposten am französischen Hofe austrug. Sein kluges, vornehmender Beredsamkeit, und gefälligen Manieren, unterstütztes Benehmen verschaffte ihm im französischen Cabinet einen geheimen, sehr bedeutsamen Einfluß, der ihn seiner Monarchin noch schätzbarer machte. Bald (seit 1753) leitete er, als Hof- und Staatskanzler, nicht nur allein die auswärtigen Angelegenheiten, sondern er äusserte auch auf die innere Staatsverwaltung eine große Wirksamkeit. Er setzte es unter andern durch, daß das Finanzwesen der allgemeinen Rechnungskammer untergeordnet wurde, welches dem Staate eine jährliche Ersparung von einigen Millionen gewährte. Durch Ordnung und gute Einrichtung wurde der Verlust, den Oestreich an Land erlitten hatte, so wenig fühlbar gemacht, daß sich seine

jährs

jährlichen Staatseinkünfte auf 24 Millionen Thaler erhöheten. Diese wurden zum Theil angewendet, um dem östreichischen Kriegesstaate eine vollkommnere Einrichtung zu geben. Um die Bildung der jungen Officiere zu befördern, legte man auf der Leimgrube, nahe bey Wien, eine Ingenieur- und Militärakademie an. Der Fürst von Lichtenstein, der Urheber dieser verbesserten Einrichtungen, stiftete auch eine Artillerieschule, auf die er über 100,000 Thaler aus seinen eignen Mitteln verwendete. Die östreichische Artillerie wurde damahls durch 6 Bataillone vermehrt.

Diese Anstalten und Rüstungen bewiesen überzeugend, daß Oestreich sich zu einem neuen Kriege vorbereitete. Gegen wen konnte es sich aber zum Kriege vorbereiten, als gegen den preussischen Friedrich, der ihm eins seiner schönsten Erbländer abgedrungen hatte? Kaunitz schob die Schuld dieses Verlustes auf Großbritannien, welches den Vortheil seines Bundesgenossen seinem eignen nachgesetzt habe. Daher entstand ganz natürlich eine Abneigung gegen eine fortgesetzte Verbindung mit Großbritannien; daher wünschte man

man immer sehnlicher, das Freundschaftsband zwischen Frankreich und Preussen zu lösen. Man gewöhnte sich endlich immer mehr an den Gedanken einer Verbindung mit Frankreich, die man bisher für ein politisches Urding gehalten hatte. Marie Theresie ließ sich deswegen so weit herab, die vielgeltende Pompadour in einem Handschreiben ma Cousine zu nennen. Die Pompadour, welche die östreichische Monarchin als eine mächtige Stütze ihres Glückes betrachtete, gab sich alle Mühe, die Annäherung von Frankreich und Oestreich zu befördern. Daher mußten die starkköpfigen Vertheidiger des alten Systems entfernt werden. Maurepas war (1749) verabschiedet, und aus der Hauptstadt verwiesen. Dieses Schicksal traf auch alle diejenigen, die sich nicht entschließen konnten, dem Willen der Pompadour zu schmeicheln. An ihre Stellen traten lauter Günstlinge derselben. Zu diesen gehörte Rouiller, Maurepas Nachfolger, dessen größtes Verdienst in der Gunst der Pompadour bestand. Indessen befand sich unter den von der Pompadour gewählten Ministern auch der Abbé, und nachmalige

Car;

Cardinal Bernis, ein junger talentvoller Mann. Dieser half sehr glücklich, den schwachen Ludwig dem preussischen Friedrich abgeneigt zu machen. In geheimen Zusammenkünften, die der Graf von Stahrenberg, des Grafen Kaunitz Nachfolger, mit der Marquise von Pompadour, und dem Abbé Bernis, hielt, wurde die Verbindung zwischen Oestreich und Frankreich immer mehr vorbereitet.

Die Unterstützung von Frankreich war der Marie Theresie, und ihrem Minister Kaunitz, noch nicht hinlänglich, um ihren Plan gegen den preussischen Friedrich mit glücklichem Nachdruck auszuführen. Auch Rußland und Sachsen sollten zur Ausführung desselben beytragen. In Petersburg bemühetete sich der Großkanzler Bestuschew eben so sehr, seine Kaiserin gegen den König von Preussen mit Widerwillen einzunehmen, als der Großfürst Peter demselben günstig war. Nach l'Estocqs Entfernung hatten Friedrichs Feinde ein freyeres Feld. Sie stellten die Verbindung zwischen Frankreich, Preussen und Schweden als für Rußland

land

land sehr gefährlich vor. Man schrieb dem König Friedrich die Absicht zu, Kurland, das polnische Preussen und Danzig in seine Gewalt zu bringen, und Rußland mit der Pforte in Krieg zu verwickeln. Man verbreitete absichtlich Gerüchte von schwedischen Kriegsrüstungen, die auf Antrieb des Königs von Preussen gemacht würden. Man gab sich alle Mühe, den Unwillen, den Elisabeth gegen Friedrich II hegte, bis zur höchsten Spannung zu treiben. Friedrich hatte in seinen Memoires de Brandenbourg gesagt, die Mutter der Elisabeth wäre die Wittwe eines schwedischen Unterofficiers gewesen; er hatte einst, in Gegenwart des russischen Gesandten, an der Tafel geäußert: die Kaiserin Elisabeth thäte es der berühmten Octavia Messalina *) noch zuvor. Die Elisabeth glaubte sogar dasjenige, was ihr Heidenucken, die in Friedrichs Diensten gewesen waren, von dessen ungünstigen Urtheilen über ihre Person erzählten. Durch Zufall war (1750) der russische Gesandte einst nicht zur Tafel geladen worden. Dieß wurde von der Kaiserin Elisabeth so tief empfunden, daß sie ihren Gesandten sogleich von Berlin zurück-

rief,

*) Theil V, S. 451.

rief, ohne dem Könige deswegen eine Anzeige zu thun. Der preussische Minister verließ nun Petersburg gleichfalls. Das russische Ministerium rechtfertigte sein Benehmen durch Gründe, die Friedrich II so geringfügig fand, daß er sie nicht einmal beantworteten ließ.

Einer von denen, die sich unter Friedrichs Feinden am thätigsten zeigten, war König Augusts III erster, alles geltender Minister Brühl. Heinrich Graf von Brühl (geb. 1700) der Sohn eines geheimen Raths und Obermarschalls an dem Hofe zu Weissenfels, verband mit einem schönem Körperbau, und nicht gemeinen Geistesfähigkeiten, ein sehr gefälliges, einnehmendes Betragen. Als Page einer Herzogin von Weissenfels, die in Leipzig wohnte, hatte er eine günstige Gelegenheit, seine Ausbildung zu betreiben, und dem kursächsischen Hofe bekannt zu werden. Auch gefiel dem Könige August II der junge Brühl so gut, daß er vom Leibpagen sich bald zum Kammerherrn, der den König auf allen seinen Reisen begleitete, ja (1731) bis zum geheimen Rath, emporhob.

August

August III hatte den Günstling des Vaters nie sehr geliebt; dennoch gelang es dem feinen Schmeichler so gut, in der Gunst des schwachen Fürsten sich festzusetzen, daß er ihn fast uneingeschränkt beherrschte. Den Grund zu seinem Glücke legte er dadurch, daß er, mit der Krone und den Kleinodien des polnischen Reichs, von Warschau nach Dresden eilte, daß er dem Kurfürsten die gewisse Erhebung auf den polnischen Thron zusicherte. Augusts III bisherigen Liebling, den Grafen Sulkowski, wußte er, durch die theuersten Freundschaftsversicherungen, so glücklich zu täuschen, daß er seinem Emporstreigen nicht entgegenarbeitete. Brühl wurde, als Cabinetsminister, derjenige, der alle innern Angelegenheiten leitete. Durch seine Gemahlin, eine Gräfin von Colowrat, die zu den geistreichsten und würdigsten Frauen ihrer Zeit gehörte, erwarb er sich auch die Gunst der Königin. Sein Einfluß zeigte sich nicht allein in Sachsen, sondern auch an andern Höfen, sehr bedeutend. Elisabeth verlieh ihm den Andreasorden, Friedrich II den schwarzen Adlerorden. Karl VI erhob ihn in den Reichsgrafenstand. Sulkowski wurde endlich

endlich

endlich (1738) gar entfernt, und Brühl stellte seitdem den ersten Minister vor.

Nicht leicht hat ein erster Minister das Unglück des ihm anvertrauten Staates unbehutsamer befördert, als Brühl. Nur auf sein und seiner Familie und Hausgenossen Glück bedacht, wußte er sich die schönsten Herrschaften in Sachsen und Polen zuzueignen, verschaffte er sich und seinem Sohne die einträglichsten polnischen Kronämter, gab er jedem, der seine Livree einige Jahre getragen hatte, eine einträgliche Stelle, ließ er die ansehnlichsten Bedienungen nur seinen Günstlingen zu Theil werden. Seine Reichthümer ließen sich nicht schätzen, seine Pracht war aber auch mehr als fürstlich. In seinem Pallaste zu Dresden war das Auserlesenste von Kunstwerken, was man, des hohen Preises wegen, selbst in London und Paris nicht immer kaufte, zusammengehäuft. Die Zimmer waren mit den köstlichsten Uhren aller Art, mit Statuen, Büsten, Medaillons, und Gemälden angefüllt. Die Schlösser der Thüren waren mit Gold eingelegt. Brühls Garderobe überstieg selbst die Gränzen

zen

zen des Erstaunens. Man sah ganze Säle von der Decke bis zum Boden mit den kostbarsten Kleidungsstücken angefüllt; man sah, wie zu jedem Kleide eine besondre Uhr, eine besondre Tabatiere, ein besondret Degen gehörte; man sah ein Buch, in welchem die Anzüge, um dem Minister täglich zur Auswahl vorgelegt zu werden, in Miniatur gemahlt waren. Von 40 Kammerdienern hatten vier die Aufsicht über diesen Kleiderschatz, den sie den Fremden, als eine der größten Seltenheiten Dresdens, zeigten. Die standen auf Brühls Tafel weniger, als 30 Schüsseln; zu einem kleinen Gastmahle waren wenigstens 50, und zu einem großen wohl 80 bis 100 Gerichte, erforderlich. In Brühls Küche waren 16 Köche angestellt, und dennoch wurde noch manche Pastete von Paris mit der Post herbeygeholt. Die Zahl von Brühls Bedienten belief sich auf 200.

Während daß Brühl seinen Luxus, seine Verschwendung so hoch trieb, beförderte er auch den Luxus, und die Verschwendung des Hofes, der allerley Lustbarkeiten, und vornehmlich große italienische Opern, zum Galletti Weltg. 16r Th. N gen

genstände hatte. Diese Verschwendung nährte er, so lange die Steuerkasse Credit hatte, durch Aufhäufung unermesslicher Schulden, und hernach durch unerschwingliche Abgaben. Alle Ordnung war von der Verwaltung der Staatseinkünfte so entfernt, daß zuletzt die schrecklichste Verwirrung einriß, daß zuletzt eben so wenig Interessen, als Capital, bezahlt wurden. Klagen über diesen hoffnungslosen Zustand konnten bis zu den Ohren des Fürsten gar nicht durchdringen, weil er dessen Bediente mit der größten Sorgfalt wählte; weil kein Conferenzminister mit dem Könige allein sprechen durfte, weil, wenn der König ausfuhr, oder in die Kapelle gieng, ein Page oder Kammerdiener erst recognosciren mußte. Da die Staatskasse, deren jährliche Einnahme 6,500,000 Thaler betrug, durch Ausgaben der Verschwendung so sehr erschöpft wurde, so konnte sie die Mittel, die zur Erhaltung des Kriegesstaates nöthig waren, nicht darreichen, und dieser wurde daher immer unansehnlicher. Im Jahr 1745 bestand die kursächsische Armee aus 18 Cavallerie; und 16 Infanterie; Regimentern, von welchen jene 14,641, diese aber 37,137 Mann

Mann, zählten. Dieses machte zusammen gegen 52,000 Soldaten aus. Nach dem Frieden wurden sie aber durch Abdankung so sehr vermindert, daß man im Jahre 1749 nur noch 40 Schwadronen (vier leichte Dragoner; Regimentern in Polen abgerechnet) 26 Bataillone reguläre Infanterie, und 12 Bataillone Landmiliz, zählte. Im Jahr 1753 bestand die kursächsische Armee aus nicht mehr, als 8 Cavallerie; und 13 Infanterie; Regimentern, und 1756 standen in Sachsen nicht mehr als 16,000 Mann, während daß sich August III einbildete, ein Heer von 30,000 Streichern in Bereitschaft zu haben. Dennoch wagte es Brühl, der sich durch den dresdner Frieden sehr gedemüthigt sah, seinen Herrn an einer Verbindung gegen Friedrich II Theil nehmen zu lassen, die den Untergang desselben befördern sollte.

An dieser Verbindung nahm noch ein anderer Staat vom zweyten Range, Schweden, Theil. Hier war (1751 März) der König Friedrich I, nachdem er sich am Ende seines Lebens eben so schwach am Geist als

Körper befunden hatte, vom Schauplatze der Welt abgetreten. Sein Andenken erhalten übrigens die Bemühungen, die Lappländer mit dem Christenthume bekannter zu machen, die (seit 1739) einen so glücklichen Fortgang hatten, daß man neun Jahre hernach (1748) 12 Gemeinden mit 25 Predigern zählte. Der Graf Tessin war Ursache, daß (1735) eine Mahler- und Bildhauerakademie, und (1739) eine Akademie der Wissenschaften, zu Stockholm entstand. Friedrich I. endigte übrigens seine ziemlich unbedeutende Rolle damit, daß er (1748) auf einmahl die drey Mitterorden der Seraphinen, des Schwerdtes, und des Nordsterns, stifrete. Unter seinem Nachfolger, dem König Adolf Friedrich (geb. 1710), der (seit 1744) Friedrichs Schwester, Luise Ulrike Eleonore, zur Gemahlin hatte, blieb die königliche Regierung so ohnmächtig, daß sie beständig von der herrschenden Parthey abhieng. Als herrschende Parthey behauptete sich aber noch ferner die gyllenborgische oder französische, die, da sie sich mit der bläherigen russischen gewissermaßen vereinigte, auf dem zweyten Reichstage, den Adolf Friedrich (1755 Oct.) hielt,

hielt, ihm noch alle die Vorrechte entriß, deren Besitz bisher streitig gewesen war. Die Reichsräthe vernachlässigten die Ehrerbietung, die sie dem Könige schuldig waren; gar zu auffallend; sie widersezten sich seinem Willen sogar in Kleinigkeiten; sie gaben ihm, wenn er sich eine Aeussereung von Kraftgefühl erlaubte, sogar Verweise. Der alte Graf Tessin drang, mit dem größten Ungestüm, auf eine Commission der Reichsräthe, weil der König eine Beschwerde, die er, als Oberhofmeister des Kronprinzen führte, nach seiner Meynung, mit zu vieler Kälte aufgenommen, weil er den Druck seiner „Briefe eines alten Mannes an einen jungen Prinzen“, verboten hatte. Er legte auch seine Stelle nieder. Um die Abgeordneten der Reichskände für die Grundsätze der herrschenden Parthey zu stimmen, bediente man sich einer Wochenschrift, die den Titel: „der eheliche Schwede“ führte. Die Wirkung, welche dieselbe in den Gemüthern hervorgebracht hatte, zeigte sich nun auf dem langen Reichstage (1755 und 1756) ganz deutlich. Der König sah seine Gewalt immer mehr eingeschränkt. Er mußte es geschehen lassen,

daß

daß der Reichsrath eine große Anzahl von Dienern, die ihre Abneigung gegen die jetzige Verfassung geäußert hatten, als Staatsverbrecher verurtheilte, daß er sich die Aufsicht über die Erziehung der drey Prinzen anmaßte, daß er den Reichsrath Karl Friedrich Scheffer zum Oberhofmeister ernannte, daß er dem Könige nur das Bestätigungsrecht zugestand, daß er einen Pagenhofmeister, der in einer Rede Karls XI Regierung zu sehr gepriesen hatte, zur Verantwortung zog.

Der gutmüthige Adolph Friedrich hatte zu wenig Muth und Entschlossenheit, von den drückenden Fesseln einer so eingeschränkten Regierung sich loszumachen. Um so mehr fühlte seine Gemahlin das Unerträgliche dieser Fesseln. Sie verabredte daher mit einigen Staatsofficieren der Leibwache eine Revolution, die dem Reichsrathe die große Gewalt, die er sich anmaßte, entziehen sollte. Den Plan zu derselben entwarf der Graf Hard, der Oberstlieutenant der Trabanten гарде. Unter denen, die an der Ausführung desselben Theil nahmen, zeichneten sich der
Graf

Graf Erich Brahe, Oberster der Garde zu Pferde, und der Graf Horn, Hofmarschall, aus. Man wollte, in der Nacht zwischen den 22sten und 23sten Jun. 1756, alle diejenigen, die sich zur Theilnahme verpflichtet hatten, durch die Lerntrommel versammelt, sich sodenn des Zeughauses bemächtigen, um Kanonen, Gewehre und Kriegsbedürfnisse zu bekommen, und durch ein Geschrey, als wenn sich die Person des Königs in Gefahr befände, die Matrosen gewinnen; man wollte sich hierauf nach dem Schlosse begeben, und den König bitten, in die Annahme der ungeschränkten Regierung einzuwilligen; man wollte sich der Reichsräthe, und andrer Verräther der jetzigen Verfassung, bemächtigen, und den jetzigen Reichstag auseinander gehen lassen. Durch einen Corporal von der Garde wurde aber dieser Plan verrathen. Der Reichsrath übte nun seine Rache mit unbarmherziger Strenge aus. Der Graf Brahe und der Freyherr von Horn wurden (am 23. Jul.) zu Stockholm hingerichtet; dem Grafen Hard, der sich durch die Flucht gerettet hatte, erkannte man den Verlust der Ehre und des Vermögens zu. Erst drey

Monat

Monathe hernach (21. Oct.) erreichte der eben so lange als unruhige Reichstag sein Ende, und Adolf Friedrich sah sich jetzt noch mehr als ehemals eingeschränkt. Man entzog ihm auch das Recht der Dienstverleihungen. Der so ohnmächtig regierende König mußte nun seine Einwilligung zum Kriege gegen seinen Schwager, den preussischen Friedrich II, geben.

Friedrich II hatte die elfjährige Friedenszeit (von 1745 bis 1756) zur genauen Erfüllung seiner Regentenpflichten angewendet. Seine Aufmerksamkeit war vornehmlich auf die Verwaltung der Gerechtigkeit, auf den bessern Anbau des Landes, und auf die Vergrößerung und Verbesserung des Kriegsstaa-tes, gerichtet. Um die Justiz von dem Einflusse der Partheylichkeit zu befreyen, entfernte er alle weniger rechtschaffnen Mitglieder aus den Gerichtshöfen, ließ er durch den Großkanzler Cocceji ein neues Gesetzbuch ausarbeiten, verordnete er eine Visitation, welcher die obern Gerichtshöfe alle drey Jahre unterworfen seyn sollten. Durch einen Canal ließ er große Moräste längs der Oder
in

in so gutes Land umschaffen, daß 280 Dörfer in denselben entstehen, daß 2000 Familien sich in denselben niederlassen konnten. Um die Manufakturen und Fabriken seines Landes empor zu bringen, ließ er aus fremden Ländern geschickte Spinner, und andre Arbeiter, herbey kommen. Schon früher (1743) hatte er zu Neustadt Eberswalde, im Bezirke von Berlin, eine Eisen- und Stahlfabrik angelegt, deren Stifter eine Colonie von Ruhlern in Thüringen waren. Die Gewehre für die preussischen Krieger wurden nun im Lande selbst gefertigt. Friedrichs Aufmerksamkeit war aber hauptsächlich auf seinen Kriegsstaat gerichtet. Da er auf die Fortdauer des Friedens nicht mit Sicherheit rechnen durfte, so mußte er sich in den Stand setzen, durch ein zahlreiches und wohl versehenes Heer seinen Feinden Trotz bieten zu können. Daher vermehrte er die Mannschaft seiner Compagnen durch sogenannte Ueberzählige, die, in menschenreichen Cantonen, 24 bis 36 Mann auf die Compagnie betrug, und im Ganzen eine Summe von 10,000 Köpfen ausmachten; daher vermehrte er seine Artillerie; Regimenter

bis

bis zu drey Batallionen; daher befestigte er Schweidnitz, als die Hauptniederlage bey einem Kriege gegen Böhmen; daher schaffte er große Vorräthe von allerley Kriegsbedürfnissen an; daher vermehrte er die Garnison Regimente. Sein baarer Geldvorrath reichte auf einige Feldzüge hin. Um so ruhiger konnte er nun dem Ausbruche des Krieges entgegen sehen.



Dritter Abschnitt.

Friedrichs II Feinde befestigen ihre Verbindungen. Friedrich verschafft sich Abschriften von ihren Bundes-Verträgen. Er fällt in Sachsen ein, siegt bey Lowositz, und nöthigt die sächsische Armee zur Kriegsgefangenschaft. Die Reichsversammlung beschließt gegen ihn Krieg. Sieg bey Prag. Niederlage bey Kolin.

Der König Georg II von Großbritannien schloß (1755), als Frankreich sein deutsches Erbland mit einem Einfall bedrohetete, mit der Kaiserin Elisabeth einen Subsidenttractat. Diesem gab man zu Wien die schlaue Auslegung, als wenn er blos gegen Preussen gerichtet wäre, und man wollte dadurch den König Friedrich in Krieg verwickeln.

Auch

Auch trug man zu Hannover auf eine Verabredung mit dem bisherigen Bundesgenossen, dem König Georg, an, die dieser aber ausschlug. Um so eher neigte er sich zu einer Verbindung mit Preussen hin, dessen Monarchen er durch den Herzog von Braunschweig hatte ausforschen lassen. Die bisherige Verbindung zwischen Preussen und Frankreich hatte um diese Zeit (1755 März) ihr Ende erreicht. Rouille, der damalige französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sagte zwar einst zum preussischen Gesandten: „schreiben Sie an Ihren König, er möchte uns bey der Unternehmung gegen Hannover beystehen; es giebt da etwas zu plündern.“ Allein Friedrich II war von dem Verhältnisse, welches nunmehr zwischen Frankreich und Oestreich stattfand, zu gut unterrichtet, als daß er auf die französische Freundschaft noch ferner hätte Rechnung machen können. Um so bereitwilliger schloß er (1756 am 16. Jan.) mit Großbritannien, zu Westminster, einen sogenannten Neutralitätsvertrag, der die Absicht haben sollte, den allgemeinen Frieden in Deutschland zu erhalten, und dem Einmarsche fremder Truppen

pen sich zu widersetzen. In einem geheimen Artikel waren die östreichischen Niederlande von dieser Gewährung ausdrücklich ausgeschlossen. Der Herzog von Mivernois, den Frankreich nach Berlin schickte, fand kein Gehör. Der französische Hof bedachte sich nun nicht weiter (1756 am 1. May) mit Oestreich nicht nur einen Neutralitätsvertrag zu unterzeichnen, nach welchem, während des amerikanischen Krieges, kein Theil denn andern angreifen sollte, sondern auch einen Freundschafts- und Vertheidigungsbund zu schließen, durch welchen jeder Theil sich zur gegenseitigen Stellung von 24.000 Mann verpflichtete. Daß die Oestreicher nicht nach Amerika versetzt werden sollten, wurde ausdrücklich ausgemacht. Die Verbindung zwischen Oestreich und Rußland war schon früher vorbereitet. Das (1746 May) geschlossene Vertheidigungsbündniß zwischen Oestreich und Rußland enthielt unter andern, in einem geheimen Artikel, ein förmliches, freylich zuerst nur auf unbestimmte Fälle eingeschränktes Angriffsbündniß gegen Preussen. Man wollte nemlich in dem Falle, wenn Friedrich Oestreich, Rußland oder Polen, an-

greifen

greifen würde, einander 60,000 Mann Hülfstruppen schicken. Man verabredete schon den Operationsplan.

So sehr alle die gegen Friedrich gerichteten Verbindungen die Dunkelheit des Geheimnisses deckte, so wenig konnten sie dem scharfsinnigen Beobachtungsgeiste des preussischen Monarchen entgehen. In Berlin selbst zeigte sich ihm eine günstige Gelegenheit, die stillen Entwürfe seiner Feinde auszuforschen. Die Tochter des Castellans zu Charlottenburg verschaffte ihm den Schlüssel zu dem Schreibpulte des geheimen Secretärs der österreichischen Gesandtschaft, Weinsgarten, der einen zärtlichen Verehrer des Mädchens abgab. Friedrich erfuhr, daß auch der König August III von Polen, Kurfürst von Sachsen, zu den Theilnehmern an dem gegen ihn gerichteten Plan gehörte. Er war schon ein Jahr nach dem dresdner Frieden (1747 Jan.) eingeladen worden, einer Verbindung mit Oestreich und Rußland beizutreten. Sein einer solchen Verbindung gar nicht abgeneigte Minister Brühl brauchte nicht viele Mühe, ihn für dieselbe zu stimmen.

men. Nur machte er bessere Maßregeln zu seiner Sicherheit, imgleichen einen Antheil an den Eroberungen, zur Bedingung. Winterfeld, Friedrichs Vertrauter, unterhielt in Wien und Dresden Rundschafter. Unter diesen befand sich Keinz, der von Dresden nach Potsdam kam, und ihm die Entdeckung machte, wie er von seinem Busenfreunde, einem expedirenden Secretär des geheimen Raths S., erfahren habe, daß die gewechseltsten Staatschriften sich im geheimen Archive befänden. Hierauf gab er seinem Gesandten Malzahn zu Dresden den Auftrag, alle Mittel anzuwenden, um sich von den wegen dieser Verbindung gepflogenen Unterhandlungen Abschriften zu verschaffen. Malzahn, ein Mann von schöner Bildung und kräftigem Geist, paßte sich vortreflich, um durch einen Liebeshandel mit einer am Hofe vielgeltenden Dame, manches Geheimniß herauszulocken. Von seinen Monarchen bevollmächtigt, kein Geld zu schonen, machte er mit dem geheimen Canzellisten Menzel, den seine große Schuldenlast in eine verzweiflungsvolle Verlegenheit versetzte, Bekanntschaft. Die Summe von 3000 Thalern be-

stimmte

stimmte ihn, an seinem Herrn zum Verräther zu werden. Er theilte dem Gesandten nicht nur wöchentlich alle eingelaufene Depeschen mit, sondern er lieferte ihm auch aus einem Schranke, zu welchem der preussische Gesandte in Dresden den Nachschlüssel gefertigen ließ, die Urschriften der Verbindungsverträge aus. Friedrich erfuhr unter andern, daß die Kaiserin Elisabeth, die zur Ausrüstung eines Heeres von 80,000 Mann Anstalten machen ließ, aber, vermuthlich aus Geldmangel, diese Anstalten nicht sehr eifrig betrieb, ihrer Flotte wegen, sich erst im folgenden Jahre thätig beweisen könne. Dieß ermunterte ihn, dem Angriffe der Kaiserin Marie Theresie zuvorzukommen. Die Oestreicher zogen sich, bey Königgrätz und bey Prag, in zwey Lager zusammen. Sie legten Magazine an. Friedrich glaubte sich daher berechtigt, wegen der Ursachen dieser Truppen-Versammlungen, und dieser Kriegsanstalten, in Wien anzufragen. Man antwortete ihm ganz kalt; man leugnete alles ab. Friedrich glaubte nun nicht länger warten zu dürfen.

Der

Der schnelle Besitz von Sachsen war ihm in der Lage, in der er sich jetzt befand, vorzüglich vortheilhaft. Er sicherte ihm nicht nur die Staatskräfte des schönen Landes zu; er gab ihm auch Gelegenheit, die Armee desselben, vor ihrer Vereinigung mit den Besitzreichern, zu überwältigen, und seinen Rücken zu decken. Diesen Besitz mußte er aber beschleunigen. Ganz unvermuthet (1756 am 29. Aug.) rückte Friedrich mit 70 Batallionen, und 101 Schwadronen, die zusammen 56,000 Mann ausmachten, in drey Abtheilungen, in Sachsen ein. Erst am Tage vor dem Ausmarsche erfuhren die Generale die Richtung desselben. Acht Tage hernach (6. Sept.) waren alle diese Abtheilungen bey Dresden vereinigt. Die sächsischen Truppen versammelten sich erst in Batallionen, in Regimentern. Die in Polen befindlichen vier Regimente leichte Dragoner waren noch nicht einmahl herbeygerufen. Die Compagnien waren nicht ergänzt. Für Kriegsvorräthe war nicht gesorgt. Die Ueberraschung am Hofe zu Dresden war so groß, daß man, wegen der Bestimmung der Armee, keinen Entschluß zu fassen wußte. Der

Galletti Weltg. 16r Th. — S Duc

Duc de Broglio gab endlich den Rath, sie bey Pirna, am Fuße der Festung Königsstein, in einem Lager, zu versammeln, das nicht nur durch Felsen, sondern auch durch Pallisaden und Berhacke, gesichert war. Hier konnten 16,000 brave Sachsen zwar den Preussen, aber nicht dem Hunger, trotzen. Sie hatten nur auf vierzehn Tage Brod.

Friedrich selbst nahm seine Wohnung in einem Gartenhause der dresdenschen Vorstadt. Er that alles mögliche, um sich das Ansehen eines Freundes, eines Bundesgenossen, eines Gastes zu geben. Während der Zeit wurden aber die Canzleyen versiegelt, die Collegia geschlossen, wurden einige der vornehmsten Civilbeamten verabschiedet, wurde die ganze Artillerie und Munitio[n] aus dem Zeughause zu Dresden nach Magdeburg geschafft, wurden die kurfürstlichen Cassen in Beschlag genommen. Friedrich wußte, daß sich die Urschriften der zwischen seinen Feinden geschlossenen Verträge in dem Archive befanden, welches in drey an die Wohnung der Königin stoßenden Zimmern aufbewahrt wurde. Der

Geistes

General von Bylich, der Commandant von Dresden, erhielt von ihm den Befehl, sich dieser Urschriften zu bemächtigen. Die Königin, die älteste Tochter Kaiser Josephs I, eine stolze Frau, die ihren Gemahl, als er sich von Dresden entfernte, aufforderte, lieber alles über sich ergehen zu lassen, als die Parthey ihres Feindes zu ergreifen, diese versagte standhaft die Schlüssel; sie bedeckte, als der General die Thüre wollte erbrechen lassen, den Eingang mit ihrem eignen Körper. Dieser schob sie jedoch sanft hinweg. Friedrichs Minister, Herzberg, brauchte diese Urkunden zu den Staatschriften, durch welche er seines Königs Angriff rechtfertigen sollte. Die Königin machte den fremden Gesandten am Hofe zu Dresden eine rührende Erzählung von dem beleidigenden Verhalten der Preussen. Ihre Tochter, die Dauphine, bath den Schwiegervater, Ludwig XV, auf den Knieen, und in Thränen zerfließend, sich ihrer Eltern anzunehmen.

Diese befanden sich jetzt auf dem Königsstein, in Gesellschaft von Brühl, des Urhebers ihres Unglücks. Dieser schickte der

am Fuße desselben gelagerten Armee eine Aufforderung zur Standhaftigkeit zu. Für die Behauptung derselben zeigten sich aber schlechte Aussichten, weil man den Unterhalt für Menschen und Pferde sehr bald um ein Drittel vermindern mußte. Alle Hoffnung der Sachsen gründete sich jetzt auf die Hülfe der österreichischen Armee, die sich, 70,000 Mann stark, in Böhmen sammelte, und bis Kolin vorrückte. Aber die Cavallerie war noch nicht beritten, und auch zur Fortschaffung des Geschüzes, und der Munition, fehlte es an Pferden. Da öffnete jedoch Marie Theresie ihre Marställe. Mit ihr wetteiferte der österreichische und böhmische Adel. Nun wurden die Kanonen in der größten Geschwindigkeit herbeygeschafft.

Friedrich trug dem König August eine Verbindung an. Allein Brühl, der sich auf den Beystand der Östreicher verließ, wollte sich nur zur Neutralität verstehen. Es schiene (so lautete Augusts Antwort) als wenn Friedrich zu seiner Sicherheit den Untergang der sächsischen Armee für nothwendig halte; er rechne aber noch auf den Schutz des Höchsten

sten

fen, und auf die Standhaftigkeit seiner Truppen. Vergebens schickte Friedrich den General Winterfeld zweymahl an den König August. Dieser bath sich zur Reise nach Polen, wo am vierten October ein Reichstag gehalten werden sollte, einen Paß aus; aber Friedrich zeigte sich nur auch unerbittlich.

Der Feldmarschall Brown hatte indessen von seiner Monarchin den ausdrücklichen Befehl bekommen, den bey Pirna eingeschlossenen Sachsen Hülfe zu leisten. Er rückte daher von Kolin, einer Stadt im Laurzimer Kreise, an der Elbe, nach Budin, an der Eger. Friedrichs Truppenabtheilung von 29 Bataillonen, und 70 Schwadronen, die, unter dem Feldmarschalle Keith, bey Aussig stand, sollte seinen Anmarsch aufhalten. Friedrich übergab (28. Sept.) die Einschließung des sächsischen Lagers dem Markgrafen Karl, und eilte, blos von einigen Generalen begleitet, nach Aussig. Brown gieng über die Elbe. Dieß zog (1. Oct.) eine Schlacht nach sich. Brown zählte 52 Bataillone, 72 Schwadronen, und 98 Kanonen; Friedrich hatte

hatte nur 24 Bataillone, und 60 Schwadronen, aber 102 Kanonen. Der rechte Flügel der Oestreicher lehnte sich an das Städtchen Lowositz an, in welchem sie ihre beste Infanterie, mit vielen Kanonen, versammelten. Ihr Mitteltreffen, und ihr linker Flügel, war durch Sümpfe und unwegsame Gegenden, gedeckt. Sie hatten jedoch einige Anhöhen unbesezt gelassen. Dieser bemächtigten sich die Preussen, und sie fochten mit solcher Standhaftigkeit, daß sie, als ihr Pulvervorrath aufgehört hatte, mit dem Bajonet auf die Oestreicher eindringen. Zwar hatte ihre Cavallerie durch das Feuer aus Lowositz viel gelitten; schon waren zwey eben so lebhaft, als regelmäßige Angriffe derselben vereitelt worden; als aber eine Feuersbrunst sich in Lowositz ausbreitete, wurde die Verwirrung unter den Oestreichern sehr groß. Allein der linke Flügel derselben war noch gar nicht zum Fechten gekommen, und Brown machte nun von demselben einen klugen Gebrauch, um seinen Rückzug zu decken. Der Menschenverlust war auf beyden Seiten sich ziemlich gleich; er betrug gegen 3000 Mann. Friedrich war mit der
 Tapsers

Tapferkeit und dem Muth, den sein Kriegs-
 voll in diesem Treffen bewiesen hatte, aus-
 serordentlich zufrieden. Er fühlte es sehr
 gut, daß er nur durch diese in den Stand
 gesetzt worden war, den in den Waffen greu-
 gewordenen, durch Kenntnisse und Erfahrun-
 gen gebildeten General Brown, und die
 furchtbare Artillerie des Fürsten von Lichten-
 stein, zu bestiegen. Die letztere bewog ihn
 aber auch, seine eigne Artillerie zu vermeh-
 ren. Brown glaubte, wegen des etwas grö-
 ßern Verlustes, den Friedrich erlitten hatte,
 und wegen der ziemlich vielen gefangnen
 Preussen, auf den Sieg Anspruch machen
 zu dürfen; diese Meynung widerlegte sich
 aber dadurch, daß er nicht weiter vorrückte,
 um den bey Pirna eingeschlossnen Sachsen
 Hülfe zu leisten, um das sächsische Land von
 den Drangsalen, die ihm die Preussen zur-
 fügten, zu befreyen. Es verdroß den König
 Friedrich, daß ihm die Einschließung des
 sächsischen Lagers seine kostbare Zeit raubte.
 Dieser Verdruß reizte ihn zu dem strengen
 Verfahren, das er sich gegen Sachsen er-
 laubte.

Das

Das meiste Unglück drückte jedoch denjenigen Theil der sächsischen Unterthanen, der sich, als Soldaten, im Lager eingeschlossen fand. Der Zustand derselben wurde immer trauriger. Die geringen Vorräthe der unfruchtbaren Gegend waren bald aufgezehrt. Bald trug es dem Soldaten nicht mehr, als eine halbe Portion Brod. Eine kleine Menge von Schlachtvieh reichte kaum für die königliche Tafel auf dem Königstein hin. An geistigen Getränken fehlte es ganz, und selbst das Brunnenwasser sieng an, selten zu werden. Die Lebensmittel, welche einzelne Bauern, auf sehr beschwerlichen Wegen, herbeibrachten, waren sehr theuer. Der größte Theil der Pferde von dem Geschütze und Gepäcke mußte getödtet werden, und die Cavalleriepferde bekamen zum Theil weiter nichts, als Stroh.

Dennoch hofften die Königin und Brühl, daß die Oestreicher ihren Truppen noch zu rechter Zeit würden zu Hülfe kommen können. Die Königin forderte daher den Feldmarschall Brown zu einem zweyten Versuche auf. Er sollte sich, in dieser Absicht, an dem

dem

dem rechten Ufer der Elbe, nach der Gegend von Lichtenhayn, einem Dorfe bey Schandau, nahe an der Elbe, hinziehen. Die Sachsen sollten über die Elbe gehen, um sich an seine Armee anzuschließen. Sie verließen in der Nacht vom 8. 9. October ihre bisherige Stellung. Die Nacht war sehr dunkel. Die mit allen zu einer Schiffbrücke nöthigen Materialten beladenen Rähne fuhrren die Elbe hinauf. Allein das Geräusch der Ruder konnte den preussischen Feldwaschen nicht verborgen bleiben. Sie richteten ihr Kanonenfeuer auf die Rähne. Die erschrocknen Schiffsteute eilten davon. Nach zwey Tagen (II. Oct.) setzten aber die Sachsen auf Pontons über. Aber ihr Nachstrab, und ihr Gepäcke, gerieth in die Gewalt der Preussen, und die Sachsen, die nun, in der Ebene des Schlosses Lilienstein, in einem noch eingeschränktern Raume, als vorher, standen, sahen sich nach Browns Beystand vergebens um. Der östreichische Feldmarschall, der nicht mehr als 6000 Mann bey sich hatte, zog sich, weil die Sachsen zu lange ausblieben, von dem außserst unebenen Boden, wo er leicht selbst in Gefahr

Gefahr

Gefahr gerathen konnte, wieder zurück. Die durch viele Anstrengungen erschöpften Sachsen versäumten es, sich verschiedener wichtigen, von den Preussen noch nicht besetzten Posten zu bemächtigen.

Die Königin und Brühl empfanden den lebhaftesten Verdruss, als ihre Hoffnung, die sächsische Armee mit der österreichischen vereinigt zu sehen, unerfüllt blieb. Bergens forderten sie den Feldmarschall Kutowski, den Oberbefehlshaber der sächsischen Armee, auf, sich durchzuschlagen. Der Minister Brühl, sagte Kutowski, möchte sich selbst an die Spitze stellen. Der Feldmarschall trug nun auf eine Capitulation an. „Man muß sich“, schrieb August III an denselben, „dem Willen der Vorsehung unterwerfen; euer Kriegsrath mag entscheiden.“ Brühl bath den Feldmarschall Brown, seine Stellung nur noch einen Tag zu behaupten; er versprach ihm die Sicherheit seines Rückzuges durch die Capitulation zu gewähren; aber Brown ließ sich nicht ersitten. Kutowski schickte nun einen Officier an den General Winterfeld, um demselben, wegen
eines

eines freyen Abzuges, Vorschläge zu thun. Winterfeld erklärte, daß er von seinem Kb: nige keine Erlaubniß dazu habe. Er zeigte übrigens dem sächsischen Officier die ganze Kette der Einschließung, und jede Position. „Sie haben nun“ sagte er zu demselben „meine ganze Stellung gesehen; machen sie ihrem Feldmarschall eine Beschreibung davon, und sagen sie ihm: ich überlasse es nun seiner eignen Beurtheilung, ob er es wagen könne, sich durchzuschlagen?“ Kutowski gieng nun (14. Oct.) alles ein.

Verdruß und Schaam lag auf den Gesichtern der sächsischen Soldaten, als sie aus ihrem bisherigen Lager herauszogen, um vor den Preussen, die sie eingeschlossen hatten, das Gewehr zu strecken. Ihre Zahl betraf sich nicht höher, als auf 14.000 Mann. Ihr Bedürfniß, den Hunger zu stillen, war so dringend, daß sie sogleich um Brod bathen. Der König August hatte um seine Garde gebethen; aber auch diese wurde ihm abgeschlagen, weil man sich, wie Friedrich sagte, nicht die Mühe geben könne, sie zum zweyten Mahl gefangen zu machen. Kaum wurde

wurde

wurde dem Königstein die Neutralität zuges
 standen. Friedrich berechnete, daß es ihm
 lästig seyn würde, so viele tausend Sachsen
 einzusperrern; daß ihm die Erhaltung dersel:
 ben jährlich eine halbe Million Thaler kosten
 würde; daß zur Auswechselung derselben gar
 keine Aussicht vorhanden wäre. Er hielt es
 daher für das beste, so viele brave, geübte
 Leute seiner eignen Armee einzuverleiben.
 Der Fürst Moritz von Anhalt; Dessau that
 ihm den Vorschlag, zehn ganze Regimenter
 beysammen zu lassen, die übrigen, und die
 Cavallerie, wurden untergesteckt. Jetzt, als
 sie dem Könige von Preussen schwören, als
 sie ihrem Landesherren untreu werden sollten,
 gieng der Verdruß und die Schaam, welche
 die Gesichtszüge der Sachsen bisher ausgedrückt
 hatten, in Wuth, in Verzweiflung
 über. Eine solche Gemüthsstimmung zeigte
 deutlich, daß Friedrich auf diese Soldaten
 nicht lange würde rechnen können. Ganze
 Batalione giengen, mit Entschlossenheit und
 Ordnung, geführt von Unterofficieren, die
 Friedrich, anstatt ihrer bisherigen Officiere,
 zu ihren Befehlshabern gemacht hatte, mit
 Brod; und Munitionswagen, und mit ihrer

Regimentscasse, entweder nach Polen, oder zu der französischen Armee. Die Königin von Polen ließ sie durch heimliche Abgeordnete dazu auffordern. Sie zogen selbst aus den Städten ab. In Leipzig öffnete sich ein Theil der Garnison, am hellen Tage, mit Gewalt die Thore.

August III erhielt von Friedrich die Erlaubniß, nach Warschau zu reisen. Von dem Wege, den er nahm, wurden alle preussische Truppen entfernt. Aber sein unglückliches Land blieb dem unbarmherzigen Verfahren des preussischen Monarchen überlassen. Die Sachsen, die ihre aus lauter Landeskindern bestehende Armee unter den preussischen Fahnen sahen, mußten in den ersten Monathen noch auf 9,300 Recruten stellen; mußten nicht allein die Armee des Königs, sondern auch die des Feldmarschalls Schwerin, ernähren. Friedrich eignete sich nicht allein alle Staats- einkünfte Sachsens zu; er zog auch die Besoldungen der Diener, entweder ganz, oder zum Theil, ein; er ließ selbst der Königin von Polen nicht mehr als 7,800 Thaler, den Rest einer Casse, auszahlen, und dieser war

war daher ein Geschenk von 100,000 Thalern, das ihr die Kaiserin Elisabeth schickte, sehr willkommen. Der Porzellan-Vorrath zu Dresden wurde dem Kaufmann Schimmelmann für 200,000 Thaler verkauft. Der Pallast und der Garten des Grafen Brühl wurde ganz ausgeleert. Friedrichs Benehmen gegen Sachsen erregte allgemeine Mißbilligung; selbst sein Bundesgenosse, Georg II, konnte seine Unzufriedenheit darüber nicht unterdrücken. Wie sehr man es zu Wien zum Gegenstande des schärfsten Tadels, und der bittersten Vorwürfe machte, kann man sich leicht vorstellen. Man beschuldigte den König der schändlichsten Kunstgriffe; ja man gieng so weit, ihn daran zu erinnern, daß nur die Vermittlung Kaiser Karls VI ihn von den schrecklichen Folgen des väterlichen Zornes gerettet habe. Der Haß, den man am Hofe zu Wien auf Friedrich warf, überschritt alle Schranken. Um so mehr both man alles auf, um auf den muthvollen preussischen Monarchen ein recht fürchterliches Kriegsgewitter herfürzen zu lassen. Frankreich und Rußland sollten den kraftvollsten Beystand leisten. Marie Theresie schickte
der

der Pompadour ihr mit Brillianten eingefasstes Bildniß; sie ertrug es, daß sie dieselbe „meine liebe Königin“ nannte. Der Kaiserin von Rußland ließ sie, zur Beschleunigung ihrer Kriegsrüstungen, zwey Millionen Thaler auszahlen. Eigentlich wurde dieses Geld aber von Frankreich vorgeschossen. Oestreich selbst hatte sich, gegen das Ende des Jahres, schon zum neuen Feldzuge in Bereitschaft gesetzt. Die großen Summen, die dazu erforderlich waren, wurden zum Theil durch baare Anleihen herbeygeschafft. Capitalisten übernahmen große Lieferungen. Der Kaiser Franz I, der, von der Einmischung in die Regierungsangelegenheiten ausgeschlossen, sich ein Geschäft daraus machte, mit den Einkünften seines Großherzogthums Toscana Bücher zu treiben, der übernahm, in Verbindung mit dem Grafen Wolza und dem Kaufmann Schimmelmann, große Lieferungen für die Armee seiner Gemahlin; der pachtete aber auch die sächsischen Zölle; der lieferte die Fütterung und das Mehl für das preussische Heer; der verkaufte dem König von Preussen ungersches Kupfer zu Kanonenmetall.

Frie:

Friedrich hatte seinen Schatz und Sachsen. Es fehlte ihm also nicht an Mitteln, seine Armee nicht nur zu ergänzen, sondern auch zu vermehren. Die Regimenter, die menschenreiche Cantons hatten, vergrößerten ihre Compagnien um 40 Mann. Nur allein in Sachsen und Schlesien betrug die Vermehrung 40,000 Köpfe. Es wurden auch sieben Freybataillone errichtet. So wuchs das preussische Heer von 123,000 bis auf 160,000 Mann an.

Wie wenig war dieß jedoch gegen die große Menge von Streitern, die Marten Theresie, und ihre Bundesgenossen, gegen Friedrich ins Feld stellten. Die Oestreicher ergänzten und vermehrten nicht allein ihre Armee in Böhmen; sie ließen auch aus Italien, aus den Niederlanden, und aus Ungarn, immer mehr Kriegsvolk herbeikommen. Rußland ließ 80,000 Mann marschieren; Schweden setzte 16,000 Mann in Bewegung. Friedrich sah also einem Kampfe mit wenigstens 300,000 Feinden entgegen. Hierzu kam noch ein großes Heer von Franzosen, kam noch eine Reichsarmee.

Die

Die Kaiserin Marie Theresie ließ der Reichsversammlung den preussischen Einfall in Sachsen als einen Landfriedensbruch darstellen. Der Reichshofrath zu Wien machte zum rechtlichen Verfahren gegen den König von Preussen, als Kurfürsten von Brandenburg, Anstalten. Der kaiserliche Notarius, D. April, unternahm es endlich (1756 Aug.), von zwey Zeugen begleitet, dem preussischen Gesandten, dem Baron von Plotho, eine Vorladung zu überreichen. Dieser schob ihn jedoch selbst zur Thüre hinaus, und ließ ihn von seinen Bedienten zum Hause hinauswerfen. Es wurde hierauf von östreichischer Seite der Reichsversammlung der Antrag gemacht, ein Reichsexecutionsheer zu versammeln. Die meisten Stimmen waren katholisch. Da nun noch neun protestantische, als Anspach, Hessendarmstadt, Holstein: Gortorp, Anhalt, Schwarzburg u. a. m., ihner beyraten, so wurde der kaiserliche Antrag durch 60 gegen 26 Stimmen genehmigt, so wurde (1757 am 17. Jan.) der Reichskrieg gegen den König von Preussen beschlossen. Der Reichsachtproceß, den Oestreich gleichfalls in Vorschlag brachte, wurde ihm von

Galletti Weltg. 16r Th. Z dem

dem Ministerium zu Versailles widerrathen, weil ihn Preussen und Hannover als einen Vorwand benutzen könnten, sich von der Verbindung mit dem deutschen Reiche ganz loszureißen. Es wurde übrigens nur die Hälfte der dreysfachen Reichsarmee, also 60,000 Mann, bewilligt, und von diesen giengen noch so viele Contingente ab, daß die Zahl der Reichstruppen, die sich wirklich in Bewegung setzten, kaum 30,000 Streiter ausmachte.

Zum Glück für Friedrich rückten aber seine Feinde nicht zu gleicher Zeit an. Er hatte anfangs blos den Kampf mit Oestreich zu bestehen. Der kaiserliche Obergeneral Brown hatte, seines Alters ungeachtet, den muthigen Plan entworfen, den König von Preussen in Sachsen aufzusuchen. Aber Brown blieb nicht Obergeneral. Kaum war der Prinz Karl von Lothringen aus den Niederlanden in Wien angekommen, als der Hofkriegsrath sich in zwey Partheyen trennte. Marie Theresie war der Meynung, daß ihr Schwager als Oberfeldherr den Vorzug haben müsse. Der Prinz Karl hatte in den bey-

den

den ersten schlesischen Kriegen zwar einige militärische Kenntnisse, aber auch viel aufbrausende Kühnheit und Unbesonnenheit, bewiesen. Um von dem Operationsplan des Feldmarschalls Brown abzugehen, gieng er zum Vertheidigungskrieg über, ohne jedoch die Stellung der Armee zu verändern.

Sobald Friedrich den Plan seines Gegners merkte, stellte er sich, als wenn er zu schwach wäre, und sich daher blos auf Vertheidigung einschränken müsse. Ehe jedoch der Herzog von Aremberg, der mit einer östreichischen Truppenabtheilung bey Eger stand, es erwartete, rückte (im April 1757) der Fürst Moritz von Dessau, über Chemnitz, Zwickau und Plauen, gerade zu gegen Eger an. Aremberg zog sich zurück. Dadurch gerieth der bey Budin stehende Brown in Gefahr, von Friedrich selbst umgangen zu werden. Er mußte daher seine feste Stellung gleichfalls aufgeben. Gegen den Grafen Königs-
eck, der mit 20,000 Mann bey Reichenbach, im bunzlauer Kreise, stand, um das zu Jungbunzlau befindliche Magazin zu decken, setzte sich der Herzog von Braunschweig, Bevern

in Bewegung. Königseck hielt sich brav; er mußte aber doch sich an die Fser zurückziehen, und Bevern stieß nun bey Bunzlau zu dem Feldmarschall Schwerin, der bey Brandets (einem Flecken im Laurzimer Kreisse) über die Elbe gieng, und zu gleicher Zeit mit Friedrichs Heere (am 4. May) bey Prag ankam.

Das östreichische Heer zog sich hierauf unter die Kanonen von Prag zurück. Es nahm, zwischen dem Zischtaberge und dem von Teichen und Moräften umgebenen Dorfe Zyga, eine feste Stellung. In dieser wollte der Prinz Karl nicht nur den Grafen Königseck, sondern auch den Grafen Daun, mit der Reserve; Armee aus Mähren, abwarten. Allein seine Stellung war nicht sicher. Sie konnte auf dem rechten Flügel umgangen, die Armee konnte in den Wald zusammengedrängt werden. Brown machte dem Prinzen Karl einen dringenden Antrag, seine Stellung zu verbessern; aber der hartnäckige Prinz wollte sich von dem alten, erfahrenen General nicht leiten lassen. Die traurigen Folgen seiner Steifsinigkeit zeigten

ten

ten sich in der darauf folgenden Schlacht
(am 6. May).

Der Oestreicher waren 76,000, der Preuss
fen 64,000. Die Preussen, die gegen die
auf der Anhöhe stehenden Oestreicher, mit
gefälltem Gewehre, muthig anrückten, wur
den durch das schreckliche Gewehrfeuer ders
selben rottenweise niedergestürzt. Die östrei
chischen Grenadiere verfolgten sie mit dem
Säbel in der Hand, doch ohne bedeutende
Wirkung. Während daß nun der preussischen
Cavallerie der wiederholte Versuch, einzur
hauen, endlich doch gelang, sammelte Schwei
rin seine zurückgetriebene Infanterie von
neuem, eroberte er eine Batterie, und das
zweyte Treffen der Preussen trieb die Oest
reicher bis zu ihren Zelten zurück. Indessen
drängte der Herzog Ferdinand von Braun
schweig den linken Flügel der Oestreicher, den
er zugleich in der Seite und im Rücken an
fiel, von einem Berge zum andern, aus sieben
Schanzen, heraus. Friedrich selbst drang nun
mit der größten Geschwindigkeit in den offenen
Raum zwischen der getrennten östreichischen
Armee ein. Dieß entschied die Niederlage
der

der

der Oestreicher völlig. Der kleinere Theil derselben, 16,000 Mann, eilte zu der Armee des Grafen Daun, der größere zog sich aber, in gewaltiger Unordnung, auf mehreren Wegen, und durch mehrere Thore, in die Hauptstadt Prag. Die Oestreicher zählten 19,000 Todte und Verwundete; 5000 derselben waren gefangen. Von den Preussen waren 16,500 getödtet und verwundet, und 1550 gefangen. So hatte also eine einzige Schlacht über 35,000 Menschen das Leben oder die gesunden Glieder gekostet! Von beyden Armeen wurde einer der vornehmsten Feldherren ein Opfer seiner Tapferkeit. Brown erhielt eine Wunde, die seinem ruhmvollen Leben nach sieben Wochen, sein Ende bestimmte.

Schwerin fühlte sich sehr gekränkt, daß auch sein Regiment gewichen war. Der 73jährige Held steigt vom Pferde, nimmt einem Fahnjunker die Fahne aus der Hand, und rückt mit den Worten: „heran meine Kinder“ gegen die Oestreicher an. Vier Kartätschekugeln reissen ihn zu Boden; die Fahne verhüllte seine Todeszüge, sie hinderte ihn

ihn aber nicht, auch sterbend zu sehen, daß die Linie, in welcher sein Regiment stand, die Oestreicher von neuem zurückdrängte. So starb Schwerin, wie einst Epaminondas. Aus Schwedisch ; Pommern (geb. 1684) hatte er, nach dem Willen seines Vaters, auf verschiedenen Universitäten, das Studium der Rechtswissenschaft getrieben, nach dem Tode desselben (1700) aber die Bücher gegen den Degen vertauscht. Er diente zuerst unter der holländischen Armee, wo sein Oheim ein Regiment hatte, und ein älterer Bruder Oberstlieutenant war. Hier lernte er in der Schule eines Eugens, eines Marlboroughs. Als sein Onkel dem holländischen Dienste entsagte, folgte er seinem Beyspiele, und nun wurde er Oberster unter den Truppen des Herzogs von Mecklenburg, der ihn nach Vender schickte, wo er, in Unterredungen mit Karln XII, zur Vermehrung seiner militärischen Kenntnisse eine sehr günstige Gelegenheit hatte. Als der Herzog von Mecklenburg, in dessen Dienst er bis zum Brigadier vorgerückt war, sein Kriegsvolk abdankte, gab ihm der König Friedrich Wilhelm I ein Infanterie ; Regiment. Friedrich

drich

drich II ernannte ihn, nach der Schlacht bey Molwitz, zum Feldmarschall.

An die Stelle des getödteten Schwerins trat der General Fouquet. Diesem zerschmetterte eine Falconetkugel das Degengefäß in der Hand. Dennoch fuhr er, den Degen an die verwundete Hand angebunden, noch immer fort, an der Spitze des linken Flügels, den Sieg zu befestigen. Auch mehrere andere Generale führten ihre Brigaden zu Fuße an. Der Prinz Heinrich, Friedrichs Bruder, eroberte auf diese Art eine Batterie. Wahrscheinlich wäre die ganze östreichische Armee verlohren gewesen, wenn der Fürst Moriz, durch den Mangel an Pontons, nicht abgehalten worden wäre, oberhalb der Stadt Prag, über die angeschwollne Moldau zu gehen. Die Pontons waren durch einen felsigen und schmalen Hohlweg, wo manche zerbrachen, herbeygeschafft worden.

Die in Prag eingeschlossenen Östreicher, deren Befehlshaber die ihnen bevorstehende Gefahr bald einsahen, machten noch an eben dem Tage einen Versuch, sich wieder aus
der

der Stadt zu ziehen; aber die Ausgänge waren, der dunklen Nacht ungeachtet, von den Preussen schon so sorgfältig besetzt, daß dieser von keinem rechten Nachdruck begleitete Versuch nicht gelingen konnte. Was aber in der ersten Nacht nicht geschah, war in der folgenden Zeit ganz unmöglich. Denn nun rückte Keths Armee über die fertige Brücke herbey, und besetzte den Fischberg. Die große Stadt hatte übrigens keine andre Befestigung, als eine bloße Einschließung von Bastionen, mit einem Graben und einem bedeckten Wege, und nur der Wischerad, das alte Schloß, war einer standhaften Vertheidigung fähig. Diese machte jedoch der große Mangel an Lebensmitteln für 46,000 Soldaten, ausser der eigentlichen Besatzung, und 80,000 andre Einwohner, zur Unmöglichkeit. Nach vier Wochen (im Jun.) war so wenig Fleisch vorhanden, daß man anfangen mußte, Pferde zu schlachten, und das Pfund Pferdefleisch wurde mit 2 bis 4 Kreuzer bezahlt. Zugleich herrschte aber unter der in Prag eingeschlossenen Armee die größte Verwirrung. Dieß zeigte sich vornehmlich bey einem Ausfalle (25. May),
der

der durch schlechte und ganz unzusammenhängende Maßregeln vereitelt wurde. Gegen die preussischen Bomben und glühenden Kugeln, die einen nicht unbeträchtlichen Schaden anrichteten, waren die Prinzen und Generale in dem weitläufigen Jesuitencollegium, schon seiner Lage wegen, hinlänglich gesichert; dennoch ließen sie die Fenster noch durch Mist und Bretter verwahren, und während daß die Prinzen und Generale die Verpflegung der Armee vergaßen, und die Vertheidigung der Stadt vernachlässigten, machten sie sich auf den langen Gallerien einen Zeitvertreib, nach dem Ziele zu laufen, und einander mit Handspritzen zu necken. Friedrich hatte die Absicht, die Magazine der Oestreicher zu verbrennen. Er verstärkte daher das Feuer auf die Stadt durch Geschütz, das er von Dresden hatte kommen lassen. Ganze Gassen der Neustadt wurden nun in Trümmern und Schutt verwandelt. Während der Zeit wurden aber die Preussen von einem schrecklichen, von entsetzlichen Regengüssen begleiteten Sturmwinde, der ihre Zeltter niederris, und ihr Lager überschwemmte, in große Noth versetzt.

Für

Für diese Noth tröstete aber die Preussen und ihren König die nahe Aussicht, die Stadt Prag, mit einer ganzen Armee, mit den besten Generalen der Oestreicher, in ihre Gewalt zu bekommen. Der Mangel machte das Elend so groß, daß dieser Zeitpunkt nicht entfernt schien, als Daun mit einem Heere von 60,000 Mann näher rückte. Zu den 14,000 Mann, mit welchen er zu der großen Armee stoßen sollte, waren nicht nur 16,000, die sich der Einschließung in Prag entzogen hatten, sondern auch noch mehrere andere kleine Truppenabtheilungen, und selbst die aus drey Bataillionen bestehende Besatzung von Wien, gekommen. Von dieser Armee wurde der Herzog von Bevern, der ihr nicht mehr als 20,000 entgegenstellen konnte, von Rüttenberg weggedrängt. Daun hatte von seiner Monarchin den ausdrücklichen Befehl, dem in Prag eingeschlossenen Heere Hülfe zu leisten. Dieser stets nach Regeln handelnde, und alles genau überlesende, aber auch zu viel auf einmahl ins Auge fassende, und darüber manchen kostbaren Zeitpunkt versäumende General, Leopold Joseph Maria, Graf von Daun, geböhren

bohren

bohren zu Wien (1705), dessen Großvater
 und Vatersbruder bereits die Feldmarschalls-
 würde bekleidet hatten, dessen Vater im spa-
 nischen Erbfolgekriege sich Ruhm erwarb,
 zeigte, von demselben mit Sorgfalt erzogen,
 frühzeitig viele Geistesfähigkeiten, und that
 sich sowohl gegen die Türken, als in den
 schlesischen Kriegen, so glänzend hervor, daß
 er bis zum Feldmarschall empor stieg. Zu
 seinem schnellern Emporkommen trug der Um-
 stand, daß seine Gemahlin, die Gräfin Fux,
 die Vertraute der Marie Theresie war, sehr
 viel bey. Dieser behutsame General, der bey
 der damaligen gefährlichen Lage große Vor-
 sicht nöthig hatte, verabredete mit dem Prin-
 zen Karl den Plan und den Tag des Angriffes.
 Friedrich durfte ihn nicht näher rücken lassen,
 um nicht in einen doppelten Kampf zu geras-
 then. Er stieß daher, den größten Theil sei-
 ner Armee vor Prag zurücklassend, mit 10 Bas-
 tallonen und 20 Schwadronen, zu der Trups-
 penabtheilung unter den Herzog von Bevern,
 die dadurch bis auf 32,000 Mann anwuchs.

Daun stand, zehn bis elf Meilen von
 Prag gegen Osten, bey der Stadt Kolín
 und

und dem Dorfe Planiany, im Laurzimer Kreise. Er hatte seine Armee theils auf dem Gipfel, theils auf dem Abhange einer Anhöhe, so gestellt, daß, nach Beschaffenheit des Bodens, die Cavallerie mit der Infanterie vermischt war. Die Fronte war nicht allein durch eine zahlreiche Artillerie, sondern auch durch Dörfer, Hohlwege, und unersteigliche Anhöhen, gedeckt. Friedrich war durch den Anblick seiner Stellung so überrascht, daß seine Entschlossenheit schon zu wanken anfieng. Eine einzige nicht sehr verwahrte Stelle zeigte sich über den rechten östreichischen Flügel hinaus. Es schien nicht unmöglich, sich hier in die rechte Flanke und den Rücken der Oestreicher zu schwenken, und dadurch die Stärke ihrer Stellung zu vereiteln. Friedrichs darauf berechnete Anordnung seines Angriffes war vorzuziehlich; Daun arbeitete ihr aber entgegen, indem er die schwache Seite seines rechten Flügels verstärkte.

Um ein Uhr Nachmittags (18. Jun.) rückten die Preussen muthig an, um den rechten Flügel der Oestreicher zu umgehen.

Von

Von dem General Hülsen angeführt, drangen sie, obgleich vom schrecklichsten Artilleriefeuer der Oestreicher zurückgeschmettert, siebenmahl vorwärts, drangen sie, über die Leichenhügel ihrer Cameraden, in die Oestreicher ein. Der rechte Flügel der Oestreicher wich, während daß Zietzen die östreichische Cavallerie unter Madast bis Kolin zurücktrieb. Der rechte Flügel der Preussen sollte den angreifenden linken bloß durch eine zurückgezogene Stellung unterstützen. Aber ein Bataillon rückte, der neckenden Croaten wegen, aus der Linie vor. Die folgenden Bataillone rückten ihm nach. Dadurch gerieth die ganze Linie in eine schiefe Richtung, die sie hinderte, den Angriff von der Vorderseite zu erleichtern. Da nun die Bataillone, die denselben unternahmen, das ganze Feuer der Oestreicher auszuhalten hatten, so wurden sie schrecklich niedergeschossen. Ihre Niederlage vollendeten die sächsischen Cavallerie; Regimente. Dann hielt den Rückzug seiner Armee schon für so unvermeidlich, daß Adjutanten desselben mit dem darauf sich beziehenden Befehle herumflogen. Allein der sächsische Oberstleutnant von
 Bens

Benkendorf ließ den mit Bleystift geschriebenen Befehl: „Rettrade nach Suchdal“ nicht weiter gehen. Die sächsischen Cavallerie-Regimenter hieben zur rechten Zeit in die schon auseinander gebrängten preussischen Bataillone ein. Sie rächten sich jetzt für die unbarmherzige Art, mit welcher sie die Preussen bey Kesselsdorf behandelt hatten.

So erzählen Tempelhof und Archenholz den Hergang dieser Schlacht. Nach dem Bericht eines andern Augenzeugen, des Generals von Nehow, hatte Friedrich an dem unglücklichen Erfolge seines Angriffes den meisten Antheil. Er befahl, als seine Anordnungen zum Theil schon pünktlich befolgt waren, und er sich selbst an der Spitze der Infanterie: Colonne befand, der Armee, Halt zu machen, um erst den Erfolg des Angriffes der Generale Hülsen und Zietzen abzuwarten. Die dringendsten Vorstellungen, die der Prinz Moritz dagegen machte, richteten nichts aus. Eben so fruchtlos blieben sie, als Friedrich, auf die Nachricht von den glücklichen Fortschritten Zietzens und Hülsens, die Armee auf der Stelle,

Stelle, wo sie Halt gemacht hatte, aufmarschieren und anrücken ließ. Als der Prinz Moritz ihm die Gefahr, die mit diesem Angriffe verbunden war, vorzustellen fortfuhr, fragte ihn der erzürnte König, ihn mit dem entblößten Degen bedrohend, ob er gehorchen wolle, oder nicht? Nun wichen aber auch einige Generale von Friedrichs Anordnungen ab. Daun wußte die gemachten Fehler vortreffflich zu benutzen. Friedrich that alles, um seine gesprengten Batallione wieder zu sammeln. Als ihm dieses nicht gelingen wollte, rückte er selbst mit nicht mehr als 40 Mann, und einigen Fahnen, mit klingendem Spiele, gegen eine österreichische Batterie an. Seine muthige Begeisterung war so groß, daß er es nicht gewahr wurde, auch von der kleinen Schaar verlassen zu seyn. „Sire!“ sagte endlich ein Major zu ihm, „wollen sie denn die Batterie allein erobern?“ Friedrich hielt, ohne zu antworten, sein Pferd an, betrachtete die Batterie durch ein Fernglas, und ritt ganz langsam nach dem rechten Flügel hin, von welchem ein Theil unter dem Befehle des Herzogs von Bevern sich so standhaft wehrte,
daß

daß er die Armee vom völligen Untergange rettete. Noch länger behauptete Ziethen seine Stellung. Von den Preussen waren 13,447 Gemeine und 326 Officiere, also fast die Hälfte der Armee, getödtet, verwundet, oder gefangen. Friedrichs erstes Bataillon Garde war von 1000 Mann bis auf 250 zusammengeschmolzen. Die Oestreicher erbeuteten 45 Kanonen. Ihr Verlust betrug auf 9000 Mann.

Diesen vollkommenen Sieg, den Daun weniger seiner klug gewählten Stellung, als dem Friedrichs vortrefflichen Angriffsplan vereitelnden Zufalle, verdankte, diesen Sieg wußten Daun und seine Generale, nicht so zu benutzen, daß Friedrich ihre Ueberlegenheit in ihrer ganzen Wirkung fühlte. Friedrich, der vonr Schlachtfelde zu seiner Armee bey Prag zurückkehrte, hob, gleich am zweyten Tage nach dem unglücklichen Ereignisse, (20. Jun.) die Einschließung von Prag auf. Am frühen Morgen, vor den Augen der Oestreicher, mit allem militärischen Pomp abmarschierend, vereinigte er sich mit dem Herzoge von Bayern. Keith, der mit sei-

Galletti Weltg. 167 Th. U ner

ner Truppenabtheilung erst am Nachmittage abzog, gerieth in ein Gefecht mit den Oestreichern, welches seine Mannschafft um 400 Köpfe verminderte. In der folgenden Nacht liefen noch auf 1000 Fremde davon. Eine Erscheinung, die bey Armeen, die größtentheils in Ausländern bestehen, eine gewöhnliche Folge unglücklicher Unternehmungen zu seyn pflegt. Friedrich zog sich längs der Elbe bis Leutmeritz zurück. Während daß hier seine Hauptarmee am rechten Elbufer stand, hatte Keiths Truppenabtheilung bey Lowositz, am linken Elbufer, ihre Stellung. Beyde Heere brachte eine Brücke in Verbindung. Friedrichs ältester Bruder, der Prinz Wilhelm von Preussen, lagerte sich, mit 30,000 Mann, nordöstlicher, bey Bömisch Leypa. Der Prinz Karl und der Graf Daun gönnten dem Könige von Preussen, und seinen Feldherren, hinlängliche Zeit, die Stellung zu nehmen, die sie ihren Umständen für angemessen hielten. Sie vereinigten sich nicht eher, als nach acht Tagen, und erst vier Tage hernach (1. Jul.) rückten sie bis an die Elbe vor. Die östreichischen Generale ließen sich so viele Nachlässigkeiten zu Schulden

den kommen, daß die Preussen ihre meisten in der Schlacht verlohrenen Kanonen, die in einem Dorfe bey Prag standen, wieder bekamen.

Nachdem Karl und Daun, wegen ihrer fernern Unternehmungen, einige Wochen hindurch, ungeschlüssig gewesen waren, zogen sie endlich, um das Lager des Prinzen von Preussen herum, nach der Gegend von Zittau, an der südlichen Gränze der Oberlausitz. Diese Stadt, in der sich ein preussisches Magazin befand, lag nun in der Mitte zwischen dem östreichischen Heere und der Armee des Prinzen von Preussen. Die Betribsamkeit ihrer Einwohner war den böhmischen Fabricanten schon lange ein Gegenstand der Eifersucht gewesen. In wie fern dieß auf Zittau's trauriges Schicksal Einfluß gehabt hat, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. Genug die Oestreicher trugen kein Bedenken, die Stadt ihrer Bundesgenossen, des Kurfürsten von Sachsen, durch Bomben und glühende Kugeln dergestalt (23. Jul.) zu verwüsten, daß nicht mehr als 60 Häuser unbeschädigt blieben, daß über 300 Bür-

ger ihr Leben einbüßten, daß sich der angerichtete Schade auf 16 Millionen Thaler betrug.

Friedrich schrieb das Unglück von Zittau dem Verlust des Postens bey dem Dorfe Gabel, nahe an der südlichen Gränze der Oberlausitz, den der Prinz von Preussen nicht behauptet hatte, vorzüglich zu. Daher empfing er die Generale desselben mit einer sehr ungnädigen Anrede; daher zeigte er seinem Bruder selbst ein so unfreundliches Gesicht, daß sich dieser sogleich entfernte. Der Gram, den der wegen seiner menschenfreundlichen Gesinnungen, und andrer vorztrefflichen Eigenschaften, allgemein beliebte Prinz, über die Unzufriedenheit seines königlichen Bruders empfand, tödtete ihn schon im folgenden Jahre. Er ist der Großvater Friedrich Wilhelms III. Friedrich II mußte aber jetzt nicht nur mit den Oestreichern, sondern auch mit den Russen, den Schweden und den Franzosen, kämpfen. Die letztern rückten ihm durch Sachsen so nahe, daß er mit 12,000 Mann abmarschierte, um ihnen zu rechter Zeit entgegen zu gehen.

Vier-

Vierter Abschnitt.

Unbedeutende Unternehmungen der Schweden. Mrazin siegt bey Großlägerndorf, und zieht sich dennoch eifertig zurück. Die große französische Armee rückt bis an die Weser vor. Schlacht bey Hastenbeck. Convention zu Kloster Zeven. Friedrich siegt bey Kosbach. Bevern wird bey Breslau geschlagen. Die östreichische Armee leidet bey Leuthen eine völkige Niederlage.

Die Schlacht bey Kollin gab Friedrichs Feinden gleichsam das Zeichen zum allgemeinen Angriffe. Die Russen rückten in Preussen, die Franzosen in Westphalen, ein. Eine zweyte französische Armee drang unter Soubise, mit der Reichsarmee vereinigt, in
Sach:

Sachsen vor. Die Schweden setzten sich in Pommern in Bewegung. So vielen feindlichen Heeren konnte Friedrich unmöglich zugleich Widerstand thun. Da zeigte sich aber die Vaterlandsliebe seiner Landstände auf eine rühmliche Weise. Obgleich die meisten Provinzen schon viele Mannschaft geliefert hatten, so stellten doch Pommern und Brandenburg, jedes Land, 5000, und Magdeburg 2000 Mann Landmiliz. Das letztere Herzogthum errichtete auch ein besonderes Husaren-Corps. Die Stellen der Officiere übernahmen Edelleute, die, des Kriegsdienstes entlassen, auf ihren Gütern lebten. Magdeburg und Halberstadt lieferten Pferde.

Die patriotischen Maßregeln von Friedrichs Landständen waren aber allein nicht hinreichend, die feindlichen Einfälle abzuwehren, und dennoch konnte Friedrich den Schweden und Russen bloß eine Truppenabtheilung von 22,000 Mann entgegenstellen. Die Schweden verursachten ihm zwar keinen gefährlichen Kampf. Der Hof zu Stockholm, an welchem Friedrichs Schwester das meiste Ansehen hatte, führte diesen Krieg

gar

gar nicht mit der ernstlichen Absicht, die Verlegenheit des Königs von Preussen vergrößern zu helfen. Der König mußte, von dem Einflusse der französischen Parthey geleitet, seines Schwagers Antrag (1756 Nov.) wegen der Gewährleistung für den Besitz von Magdeburg und Halberstadt nicht nur ablehnen, sondern auch (1757 März) in der deutschen Reichsversammlung erklären, daß er sich, gleich dem Könige von Frankreich, für verpflichtet halte, den westphälischen Frieden behaupten zu helfen. Der schwedische Reichsrath trug aber doch Gedanken, die gegen Preussen geschlossene Verbindung dem Reichstage vorzutragen. Die Nation war einem Kriege mit Friedrich II, der erst kürzlich ihr treuester Bundesgenosse, und Schutzherr gegen Rußland gewesen war, der, wie sie meynete, die lutherische Religion vertheidigte, sehr abgeneigt. Eine solche Stimmung kündigte keine großen Thaten an. Aber die kleine schwedische Armee war auch mit allen Bedürfnissen schlecht versehen. Sie zeigte sich auch nur so lange im Felde, als sie blos die Besatzung von Stettin zu bekämpfen hatte. Als daher die preussische
Trup:

Truppenabtheilung des Feldmarschalls Lehwald aus Preussen nach Pommern zurückkehrte, verschwanden auch die Schweden wieder vom Schauplatze des Krieges.

Lehwald kam aber aus Preussen, wo er mit einer großen russischen Armee einen sehr ungleichen Kampf bestanden hatte. Diese Armee drang, unter der Anführung des Feldmarschalls Apraxin, über die Memel, in Ostpreussen vor. Die Stadt Memel, der sie sich bemächtigte, diente ihr zu einer Niederlage für die Kriegs- und Lebensbedürfnisse, die für sie aus Polen herbeygeschafft wurden. In dem Hafen legte sich die russische Flotte ein, die gegen die preussischen Küsten feindlich verfahren sollte. Apraxin versammelte sein Heer am rechten Ufer des Riß, der sich in den kurischen Haß ergießt. Er zählte nur allein 80,000 Mann reguläre Truppen. Diese äusserst rüftigen, an alle Anstrengungen und Mühseligkeiten, gewöhnten tapfern Leute, hatten zum einfachsten Manöver nicht Gewandtheit genug. Ihre Cavallerie war weder gut beritten, noch in der Ausführung richtiger Evolutionen

lutionen geübt. Die Infanterie schwor das
 mahls, die Hand auf die Kanone auflegend.
 Der dabeystehende Pöpe gab dem Soldaten
 die Versicherung, daß er, auf dem Schlachts-
 felde getödtet, in seinem Vaterlande wieder
 aufstehen würde, um die Lebensfreunden mit
 erneuerter Kraft zu genießen. Winterfeld,
 der in Petersburg gewesen war, hatte sei-
 nem Könige die Russen gar zu verächtlich
 geschildert. Als daher Keith, der sich in
 russischen Kriegsdiensten befunden hatte, einst
 die Tapferkeit der Russen pries, fuhr Frie-
 drich ganz hitzig gegen ihn heraus: „die
 Moscoviter sind ein zusammengeraffter Haufe
 von Barbaren, die von disciplinirten Trup-
 pen mit leichter Mühe überwunden werden
 können.“ „Wahrscheinlich“ sagte Keith
 „werden Ew. Majestät noch Gelegenheit bes-
 kommen, diese Barbaren näher kennen zu
 lernen.“ Friedrich rechnete fortdauernd dar-
 auf, daß der Einfluß seines Freundes, des
 Großfürsten Peter, die Thätigkeit der russi-
 schen Armee hemmen würde. Er befahl da-
 her seinem Feldmarschall Lehwald, sich auf
 Vertheidigungsmaßregeln einzuschränken, und
 blos die Kosaken und Kalmüken, die leichten
 Trup:

Truppen der Russen, vor Streifereyen abzuhalten. Allein Apraxin sollte Preussen erobern. Die Vorbereitungen zu dieser Unternehmung, und die Aufstellung seiner Armee am Pregel, beschäftigte ihn bis zum Ende des Augusts. Die russische Armee entbehrte damals einer Feldbeckerey, und anderer Anstalten, sich die Lebensbedürfnisse zu sichern. Ihre Bewegungen konnten daher eben so wenig schnell als planmäßig erfolgen. Friedrich wollte sie aber in seinem Lande nicht weiter vordringen lassen. Lehwald bekam daher von ihm den ausdrücklichen Befehl, gegen die Russen anzurücken. Apraxin fand, als er über den Pregel gegangen war, die Preussen hinter einem dicken Walde gelagert.

Der unter den Waffen grau gewordene Lehwald, der in den schlesischen Kriegen manchen Beweis persönlicher Tapferkeit abgelegt hatte, war zum Obergeneral zu alt und auch zu wenig kenntnißvoll. Friedrich schickte ihm daher seinen Flügeladjutanten, den Major von Goltz, um ihm mit seinem Rathe beizustehen; allein der von seinen Vertrauten zu sehr geleitete Feldmarschall gab

gab seinen Rathschlägen wenig Gehör. Er machte (1757 am 30. Aug.) in der Schlacht bey Großjägerndorf, einem Dorfe im Bezirke von Insterburg, in Ostpreussen, manchen Fehler. Aus Mißverstand gab er seinen Angriffen eine falsche Richtung, und als er ihn wieder aufschob, gewann Apraxin Zeit, seine Stellung zu verbessern, und Lehwalds Anordnungen zu vereiteln. Das zweyte preussische Treffen schoß, durch Feuer und Pulverdampf getäuscht, auf das erste. Dennoch war der Rückzug der überwältigten Preussen ohne Niederlage. Solz gerieth, als er die Schlacht verlohren sah, so sehr in Verzweiflung, daß er sich auf der Stelle erschoss, oder er setzte sich, (wie andre erzählen) dem feindlichen Feuer mit solcher Verwegenheit aus, daß eine Kanonenkugel ihm den Kopf zerschmetterte. Jedermann glaubte, Apraxin würde, nach dem Siege bey Großjägerndorf, das Königreich Preussen, aus welchem Lehwald sich herauszog, mit seinem Heere überschweben; wie groß war daher das Erstaunen, als Apraxin mit großer Eifertigkeit, sich über den Pregel zurückzog, und bloß Memel besetzt ließ. Aber die Kaiserin Elisabeth lag

da:

damahls gefährlich krank, und Bestuschew, der ihr Lebensende befürchtete, wollte den folgenden Regenten gewinnen. Daher der Befehl zum Rückzuge. Dieser mußte schleunig ausgeführt werden, weil die Schaaren der leichten Truppen alle Lebensmittel ausser den Magazinen aufgezehrt hatten.

Während daß jedoch Friedrich von den furchtbaren Russen so glücklich befreyt wurde, war sein Besitz von Sachsen, war sein eigenes Land, von zwey französischen Heeren bedroht. Einige witzige Einfälle, die sich Friedrich II über Ludwig XV erlaubt hatte, entschieden dessen Entschluß, seine Noth vermehren zu helfen. Indessen böth das französische Ministerium der Kaiserin Marie Theresie anfangs nur eine beträchtliche Geldsumme, für welche sie der wirklichen Stellung der Hülfstruppen entsagen sollte. Dazu wollte sie sich aber nicht verstehen; auch war sie nicht zufrieden, daß 60,000 Franzosen die westphälischen Länder des Königs von Preussen besetzen sollten. Sie drang vielmehr auf eine kraftvollere und nähere Hilfe; die Franzosen sollten ihr Schlessien wie;

wieder erobern helfen. Endlich ließ sich Ludwig durch ihre dringenden Aufforderungen bewegen, (1757 im April) ein Heer von 100,000 Mann über den Rhein gehen zu lassen. Der Oberbefehlshaber desselben war der Marschall d'Estrees, ein Enkel des bekannten Louvols, und ein Zögling des Marschalls von Sachsen, der ihn, in den letzten niederländischen Feldzügen, als seinen rechten Arm brauchte.

Der Marschall von Sachsen, der (seit 1748) Generalcommandant der neueroberten Niederlande war, durchlebte seine letzten Jahre meistens auf dem Schlosse Chambord, im Bezirke von Blois, welches ihm Ludwig geschenkt hatte. Ueber dem Hauptthore desselben waren sechs Kanonen angebracht. Die Wände des Vorzimmers zierten 16 Fahnen, und zwey paar Pauken, die der Marschall erbeutet hatte. In seinem Marstalle befanden sich 400 Pferde. Der Hofstaat war glänzend. Seine Tafel beschäftigten 35 Köche. Theater und Kapelle waren vorzüglich besetzt. Die Lustbarkeiten folgten einander in abwechselnder Reihe. Sie waren
zum

zum Theil so kostbar, daß ein einziges Feuerwerk einen Aufwand von 400,000 Livres verursachte. Aber der berühmte Feldherr, der glückliche Mensch lebte nicht länger, als 53 Jahre. Er starb am 30. Nov. 1750. Seiner Verordnung gemäß sollte, damit sein Andenken bloß in dem Herzen seiner Freunde leben möchte, seine Leiche in ungelöschtem Kalk verbrannt werden; sie wurde jedoch mit dem größten Pomp nach Straßburg gebracht, und in der dasigen lutherischen JohannisKirche beygesetzt, wo ein herrliches Grabmahl von Pigalle an einen der berühmtesten Feldherrn Frankreichs erinnert. Siemlich groß, und eben so ungewöhnlich stark, als sein Vater, zeichnete er sich als General durch strenge Behandlung der Officiere, und durch menschenfreundliche Schonung der Soldaten, aus. Sein größter Lobspruch ist, daß ihn Friedrich den Professor aller Generale nannte.

Die französische Armee fühlte die Entfernung des Marschalls von Sachsen sehr auffallend. Der Graf St. Germain unterwarf sie einer neuen Einrichtung, deren pe-
dant

dantische Strenge dem Charakter der Nation gar nicht angemessen war, die ihr Mißmuth und Erbitterung einflößte. Er mußte den französischen Kriegsdienst gegen den dänischen vertauschen. Darauf riß unter den französischen Kriegern Neigung zur Bequemlichkeit, zum Luxus, zu Ausschweifungen, ein. Ueber ein großes, aus zügellosen Soldaten und unverschämten Officieren bestehendes Heer sollte nun der Marschall d'Etrees den Oberbefehl führen. Dabey mußte er sich noch der Bedingung unterwerfen, den Plan zu seinen Unternehmungen von der Pompadour sich vorzeichnen zu lassen. So sehr blendete ihn der Glanz, Oberbefehlshaber einer großen Armee zu seyn! Die ihm untergeordneten Generale, von welchen ihn viele an vornehmer Geburt übertrafen, je weniger sie ihm an Kenntnissen gleichkamen, die zeigten, auf die Gönnerschaft der Pompadour sich verlassend, allen bösen Willen, die wendeten alle Kräfte an, um dem glücklichen Erfolge seiner Unternehmungen entgegen zu arbeiten.

Als d'Etrees seine Armee wollte über den Rhein gehen lassen, weigerten sich die
bey

bey derselben befindlichen Schweizer; Neglimenten, ihm zu folgen, und er mußte ihnen den Befehl hierzu erst durch Unterhandlungen mit ihren Cantonen auswirken. Der Marsch bis an die Weser war, der Verpflegung wegen, schon großen Beschwerlichkeiten unterworfen. Bey Holzminden, im Fürstenthum Braunschweig; Wolfenbüttel, erfolgte der Uebergang. In der Gegend von Hazeln stand eine sogenannte Observationsarmee, die aus den aus England zurückgekehrten Hannoveranern und Hessen, ingleichen aus braunschweigischen, gothaischen und Hückeburgischen Truppen, zusammengesetzt war, und sich nicht höher, als auf 45,000 Mann belief. Ihren Obergeneral stellte der Herzog von Cumberland vor, dem es weniger an Muth, als an Einsichten, fehlte. Das hannöversische Ministerium, das den Kurfürsten repräsentirte, schrieb ihm, hauptsächlich wegen der Hauptstadt besorgt, einen ganz zweckwidrigen Operationsplan vor. Er sollte sich bloß auf die Vertheidigung der Weser einschränken. Vergebens machte Friedrich dagegen Vorstellungen. Die Observationsarmee wich daher, von Bielefeld in der

Graf;

Graffschaft Ravensberg an, dem französischen Heere immer aus, bis sie bey Hameln angekommen war.

Bei dem Dorfe Hastenbeck, südwärts von Hameln, erfolgte (26. Jul. 1757) ein Treffen. Die Armee der Deutschen hatte sich zwischen der Weser und einigen waldbigen Anhöhen aufgestellt. Die durch das Gehölze anrückenden Franzosen nahmen den Deutschen einige Batterteen weg; diese entriß ihnen jedoch der Erbprinz von Braunschweig wieder, und der hannöversische Oberste Breitenbach, der sie zugleich im Rücken angriff, beraubte sie ihrer eignen Kanonen und Fahnen. D'Estrees ordnete daher bereits den Rückzug an, dem jedoch der Herzog von Orleans widersprach. Auch bedrängte der rechte Flügel der Franzosen den linken Flügel der Deutschen durch ein so lebhaftes Feuer, und nahm ihm so viele Kanonen weg, daß der Herzog von Cumberland den Rückzug nach Hameln mit der größten Uebereilung anstellte. Man vergaß sogar den braven Breitenbach, der, noch allein Herr des Schlachtfeldes, erst in der Nacht ausbrach,

Galletti Weltg. 16r Th. X um

um dem Herzog von Cumberland die erbeuteten Siegeszeichen zu überreichen. Cumberland weinte bey dem Anblick derselben. So sehr peinigte ihn das Gefühl, durch seine Uebereilung einen Sieg eingebüßt zu haben.

Die hannöversische Regierung ließ das Archiv nach Stade, der Hauptstadt des Herzogthums Bremen, schaffen. Daher zog sich auch Cumberland, aller Vorstellungen des Herzogs von Braunschweig ungeachtet, immer mehr nach Norden. Das mit allen Bedürfnissen vortreflich versehene Hameln gehorchte gleich der ersten Aufforderung der Franzosen (am 28ten). D'Etrees, dem der Sieg weniger durch sein Verdienst, als durch den Fehler seines Gegners, zu Theil geworden war, mußte den Oberbefehl an einen andern General übergeben. Der Herzog von Orleans, der Graf von Matlebois, der Prinz von Soubise, welche sämmtlich den Marschall d'Etrees wegen der Ehre, Oberbefehlshaber der großen Armee zu seyn, benedeten, obgleich die Fehler, welche die beyden erstern machten, beynähe den Verlust des Treffens nach sich gezogen hatten, die

bedien:

bedienten sich der Gunst, die sie am Hofe genossen, an der Entfernung des Marschalls zu arbeiten. Sie beschuldigten ihn, seine Unternehmungen zu langsam angeordnet zu haben. Er könnte, wie sie meynten, bereits vor Magdeburg stehen. Ein Frauenzimmer half ihren Wunsch befördern. In dem berühmtesten Hirschpark bey Versailles befand sich unter andern die schöne Murphy, die Ludwig XV oft besuchte *). Diese fragte ihn einst, wie es mit seiner berühmten alten Frau (der Pompadour) stände. Diese Frage fiel, in dem Munde des unbefangnen Mädchens, so sehr auf, daß man auf eine fremde Eingebung rieth. Murphy gestand, daß ihr diese Frage von der Gemahlin des Marschalls d'Etrees in den Mund gelegt worden wäre. Nun mußte sich nicht nur diese vom Hofe entfernen, nun verlor auch ihr Gemahl den Oberbefehl über die große Armee in Deutschland. Dieser wurde jedoch keinem von seinen Feinden zu Theil. Dem Herzog von Orleans wollte man, als einem Prinzen vom Hause, die Obergeneralsstelle nicht anvertrauen. Maillebois gerieth, wegen des Treffens bey Hastenbeck, in eine Untersue-

Æ 2

chung,

*) Oben S. 221.

hung, die nicht rühmlich für ihn ausfiel; Soubise hatte noch nicht den Marschallstab. Die Reihē kam daher an Ludwigs XV Lieb-
 ling, den Marschall von Richelieu, den das Kriegsglück bey Fontenay, Genua und Port Mahon, begünstigt hatte. Galant, munter, prächtliebend, wollüstig, aber zugleich geist-
 voll und tapfer, mit der Kunst, bey launig handelnden Mächtigen sich beliebt zu machen, trefflich ausgerüstet, hatte er Ruhm und Kriegsglück auf eine ganz seltsame Weise vereinigt. Die Pompadour beförderte seine Ernennung zum Obergeneral, weil er ihr die Besetzung aller Commissarien; Stellen zugestand.

So sehr dergleichen Veränderungen, deren noch mehr bey der französischen Armee erfolgten, den Unternehmungen derselben nachtheilig seyn mußten, weil man den Generalen nicht Zeit ließ, mit der Gegner Art, Krieg zu führen, und dem Boden, auf welchem der Krieg geführt werden sollte, sich bekannt zu machen, so leicht war es doch für den neuen Obergeneral, das zu vollenden, was d'Estrees angefangen hatte. Die
 Fran:

Franzosen besetzten (im August) Hannover,
 Braunschweig; Wolfenbüttel und Hildesheim.
 Cumberland zog sich bis nach Bremervörde,
 im Herzogthum Bremen, zurück. Die fran-
 zösische Armee breitete sich bis Verden aus.
 Die Truppen der Allirten waren nun so
 eingeschlossen, daß sie sich entweder zu Ham-
 burg einschiffen, oder capituliren mußten.
 Nach dem Wunsche Georgs II, der, ohne
 Rücksicht auf Preussen, seine Armeen retten
 wollte, übernahm der Graf von Lynar, der
 dänische Statthalter zu Oldenburg, das
 Geschäfte eines Vermittlers. Der Vergleich
 wurde schon nach fünf Tagen (8. Sept.) zu
 Kloster Zeven, im Herzogthum Bremen,
 geschlossen. Georg verlangte weiter nichts,
 als die Neutralität für seine, und seiner
 Bundesgenossen Truppen. Daher sollten,
 der getroffenen Verabredung gemäß, die han-
 növerischen Truppen in die Gegend von
 Stade verlegt werden, die andern aber nach
 Hause ziehen. Dabey wurde aber weder
 auf ihre genauere Vertheilung, noch auf ihre
 Verpflegung, gedacht. Man vergaß es so-
 gar, wegen des hannöverischen Landes, etwas
 zu bestimmen. Man setzte auch wegen der
 Dauer

Dauer

Dauer dieses Waffenstillstandes gar nichts fest.

Richelieu hatte bey der zeyenschen Convention eigentlich keinen andern Zweck, als in den eroberten Ländern, durch die unbarmherzigsten Erpressungen, große Geldsummen sich zu verschaffen, die seine durch Ausschweifungen zerrütteten Glücksumstände wieder herstellen könnten. Diese Ausschweifungen setzte er auch als Obergeneral fort. Sein Beyspiel reizte zu einer höchst verderblichen Nachahmung, die alle Kriegszucht vernichtete, die den gänzlichen Verfall der französischen Armee nach sich zog. Da auch Cassel sich an dieselbe ergab, so hatte Richelieu einen sehr beträchtlichen Wirkungskreis für seine Erpressungen. Desto langsamer waren seine Anstalten, gegen Magdeburg und Halberstadt vorzudringen. Wesel hatte Friedrich II nun selbst geräumt.

Friedrich sah jetzt aber nicht allein die große französische Armee, sondern noch ein kleineres französisches Heer, welches den Prinzen von Soubise zum Oberbefehlshaber hatte,

hatte, gegen die Elbe und Saale anrücken. Nichteilen überließ dem Prinzen einen beträchtlichen Theil seiner besten Truppen, die Gens d'Armes, die Schweizer Regimente, und 6000 Pfälzer. Der Herzog von Wirtemberg widmete der Kaiserin Marie Theresie sein ganzes ansehnliches Kriegsvolk. Dief hatte zwar so wenig Lust, gegen den protestantischen König von Preussen zu fechten, daß 3000 Mann, die sich schon auf dem Marsche befanden, wieder umkehrten; aber es mußten dennoch 6000 derselben zu der französischen Armee stoßen.

Mit dem Heere des Prinzen Soubise vereinigte sich nun die Reichsarmee. Um die Zusammenziehung derselben zu verhindern, ließ der König Friedrich den Obersten Mayr mit 2000 Mann nach Franken marschieren. Der entschlossene Officier kam bis in die Oberpfalz. Selbst der Kurfürst von Bayern wurde durch ihn in Unruhe versetzt. Aber endlich ermannten sich die mächtigsten Reichsstände des fränkischen Kreises. Von allen Seiten eilte Kriegsvolk herbey, und Mayr mußte sich nun, durch Bamberg und
Wirz;

Wirzburg, nach Böhmen durchschlagen. Die Reichsarmee versammelte sich (im Jul.) in der Nähe von Nürnberg. Sie bildete, die Mannschaft von Bayern, Pfalz, Württemberg, Baden und Wirzburg, ausgenommen, einen sehr bunten Haufen von schlecht zusammengesetzten und schlecht zusammenpassenden Leuten, die mit den nöthigen Kriegsbedürfnissen sehr ärmlich, oder wenigstens sehr ungleich, versehen waren; die oft selbst an Schuhen und Strümpfen Mangel litten; die keine Zelte, keine Flinten, kein Geschütz von einerley Caliber, hatten; die auch in Ansehung ihres Soldes verschieden waren. Die Infanterie bestand aus 32 Bataillonen und 23 Grenadier; Compagnien; die Cavallerie zählte 32 Schwadronen Caraffier und Dragoner, und zwey Husaren; Regimenter, zu welchen noch einige östreichische Cavallerie kam. Die ganze Mannschaft betrug kaum 30,000 Köpfe.

Während daß nun die Reichsarmee, über den Thüringer Wald, nach Arnstadt, marschierte, rückte das Heer des Prinzen von Soubise, aus der Gegend von Hanau, über
Fulda,

Fulda, nach Eisenach. Friedrich sah nun einem doppelten Angriffe entgegen; nördlich wurde sein eignes Land an der Elbe von Michelteus Armee, südlich Sachsen, das er besetzt hatte, von Soubise und der Reichsarmee, bedroht. Seine Verlegenheit war noch nie größer gewesen. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Er selbst war, seiner bedrängten Lage wegen, so besorgt, und über die Vereitelung seiner Entwürfe so verdrießlich, daß er, wie verschiedene Briefe beweisen, mit dem Gedanken, allenfalls auf eine gewaltsame Weise von dem irdischen Schauplatze abzutreten, umging. Dennoch wußte er seine Niederlagenheit sehr gut zu verbergen; denn noch wußte er den Muth seiner Soldaten immer aufrecht zu erhalten. Jetzt kam es darauf an, dem weitern Vorrücken der Franzosen und Reichstruppen zu rechter Zeit vorzubeugen. Mit 16 Batallionen, und 23 Schwadronen, marschierte Friedrich nach Dresden, um die in Sachsen zerstreuten 21 Batallione und 20 Schwadronen, die unter dem Befehle des Prinzen Moritz von Anhalt standen, zu versammeln. Die ganze Kriegsmacht, die er nun den anrückenden Franzosen und Reichstruppen

truppen

truppen entgegenstellen konnte, beltef sich nicht höher, als auf 22,360 Mann. Mit einem Theile derselben, 7 Bataillonen und 15 Schwadronen, gieng er (11. Sept.), bey Naumburg, über die Saale, nach Erfurth. Von Naumburg aus ließ er den Prinzen Ferdinand von Braunschweig, mit 4000 Mann, nach dem Magdeburgischen aufbrechen, und den Prinzen Moritz mit 7000 Mann nach Meissen zurückkehren. Er selbst kam von Erfurth ganz unvermuthet nach Gotha. Hier blieb sein General Seydlitz mit 1500 Dragonern. Muthig rückte Soubise mit 12,000 Franzosen und 10 Kanonen von Eisenach herbey, die Preussen zu überfallen. Seydlitz zog sich vorsichtig nach Erfurth zurück. Aber kaum machten (am 19. Sept.) Soubise und seine Generale Anstalten, das für sie auf dem herzoglichen Schlosse bereitete Mittagsmahl einzunehmen, als die Nachricht von dem unvermutheten Anmarsche der Preussen ihre Ruhe auf eine sehr unangenehme Weise störte. Eine schleunige Flucht schien hier das einzige Rettungsmittel. Die Franzosen eilten in der größten Verwirrung nach Eisenach zurück. Welches war aber nun die preussische

fische

fische Macht, die sie so sehr in Schrecken gesetzt hatte? Funfzehn hundert Dragoner bildeten, in kleinen Gliedern marschierend, eine lange Colonne von Infanterie, während daß Bauern, die sich auf ihre Pferde setzten, die Cavallerie vorstellten. Ein Nebel trug dazu bey, die Augen; Täuschung der Franzosen zu befördern. Das Gepäcke, welches die üppigen Soldaten in der Geschwindigkeit nicht mitnehmen konnten, war den Preussen sehr willkommen.

Friedrich Wilhelm Seydlitz, der diese eben so glückliche als kühne Unternehmung ausführte, gehört zu den größten Männern der preussischen Armee. Der Sohn eines preussischen Rittmeisters (1722 zu Cleve am Rhein geboren) verrieth er seinen Hang zum außerordentlichen schon durch die äußerst kühnen Uebungen, die er als kleiner Page am Hofe des Markgrafen von Schwedt anstellte. Er war frühzeitig eben sowohl der kühnste als schönste Reiter. Im ersten schlesischen Kriege gerieth er, als Cornet, in die östreichische Gefangenschaft. Als er, nach seiner Auswechselung, bey der Musterung
des

des Jahres 1743, im Gefolge des Königs, in die Königsstadt ritt, äusserte er halb laut, daß ein Cavallerie : Officier, der sich mit dem Pferde gefangen nehmen ließ, keinen Muth habe. Diese Aeußerung hörte der König. Als dieser nun in die Stadt auf die Brücke des Zeughauses gekommen war, hielt er an, rief den Cornet Seydlitz zu sich, und sagte, indem er die Brücke aufziehen ließ: nun wäre er aber doch mein Gefangner! „Ich? Ew. Majestät Gefangner?“ sagend, sprang Seydlitz, auf seinem Pferde sitzend, ohne sich zu bedenken, in die Spree, und schwamm auf eine der Anführten bey dem Zeughause zu. Als Cornet war er hinzingesprungen, als Husarens Rittmeister schwamm er heraus. Jetzt war er, erst 35 Jahre alt, schon der Eigenthümer eines Kürassier : Regiments. Bey Kolin, wo er den Rückzug mit eben so vieler Geistesgegenwart als Geschicklichkeit deckte, ward er Generalmajor. Aus Zittau, wo er mit drey Regimentern eingeschlossen war, zog er sich, ohne einen Mann zu verlieren, heraus.

In Gotha durfte Seydlitz nicht verweilen. Die ganze vereinigte Armee des Prinzen von Soubise und des Prinzen Josephs von Hildburghausen, der die Reichstruppen anführte, rückte (im Oct.) bey Gotha in ein Lager. Das Heer, das hier versammelt war, bestes sich auf 59,000 Mann, welche mit 86 Kanonen versehen waren. Hierzu kam noch der Duc de Broglio mit 20 Bataillonen und 18 Schwadronen. Während daß diese große Armee der Saale näher rückte, war Friedrich, der den Franzosen weiter keine Unternehmungen in diesem Feldzuge zutraute, nach der Mark Brandenburg gegangen, weil seine Residenzstadt Berlin sich in Gefahr befand. Der österreichische General Haddick näherte sich derselben mit einer Truppenabtheilung von 4000 Mann. Die Stadt hatte keine andre Garnison, als 2000 Mann Landmiliz, und einige hundert Recruten. Zwar wollten die Handwerker sich an diese Vertheidiger der Stadt anschließen; aber der vorsichtige Commandant Koschou trug Bedenken, von ihrem muthigen Anerbieten Gebrauch zu machen. Er ward darüber ein Spott der Gassenjungen. In
 dessen

dessen näherte sich der Prinz Moritz, und Haddick, der sich nicht länger verweilen durfte, begnügte sich, den Berlinern 200,000 Thaler, und einige Geschenke, abgetrozt zu haben. Unter den letztern befanden sich 24 Duzend Damen: Handschuhe, die er seiner Kaiserin schickte, und die, bey näherer Untersuchung, alle für die linke Hand waren. Wenig Stunden nach Haddicks Abzuge, kam Seydlitz mit 3000 Mann an.

Indessen war den gegen die Saale anrückenden Franzosen und Reichstruppen blos eine Abtheilung von 10,000 Preussen, unter dem Befehle des Feldmarschalls Keith, entgegen gestellt. Diese waren in die Städte Merseburg, Weissenfels und Leipzig vertheilt; sie mußten sich aber bey der Annäherung des vereinigten Heeres zurückziehen. Die Reichsarmee rückte nach Weissenfels, die französische Armee nach Merseburg. Der Prinz von Hildburghausen forderte den Feldmarschall Keith auf, ihm die Stadt Leipzig zu übergeben. Keith gab ihm, obgleich die Befestigung dieser Stadt keinem ernstlichen Angriffe trogen konnte, eine abschlägliche Ant-

Antwort. Die leipziger Kaufleute, denen wegen ihrer schönen Landhäuser bange war, suchten den Prinzen von Hildburghausen durch Vorstellungen, die sie mit Geschenken begleiteten, von einer gewaltsamen Unternehmung gegen ihre Stadt abzuhalten. Doch Friedrich befreyte sie von ihrer ängstlichen Verlegenheit. Er stieß zu Keith mit 12,000 Mann, die er in Sachsen zusammengebracht hatte. Keith mochte ihm die Gefahr, in der er sich befand, wohl recht dringend vorgestellt haben. Daher sagte er zu ihm, als sie sich vereinigt hatten, „ich glaubte, Hildburghausen hätte sie schon verschlungen.“ „Es fehlte nicht viel,“ versetzte der kalte Schottländer, „wenn ich mir nicht zu helfen wußte.“

Friedrich ließ sogleich die Vorposten der Franzosen aus den leipziger Vorstädten vertreiben. Soubise und Hildburghausen suchten, obgleich dreyemahl stärker als Friedrich, einer Schlacht auszuweichen. Sie giengen daher wieder über die Saale zurück. Die Franzosen nahmen bey Merseburg, die Reichstruppen bey Weissenfels, ihre Stellung.

lung. Die letztern überraschte Friedrich an der Spitze seines Vortrabes, und er drang in die Stadt Weisensfels so unvermuthet ein, daß er viele von den Reichstruppen, die sich über die zu voreilig angezündete Saalbrücke nicht mehr retten konnten, in seine Gefangenschaft bekam. Die Preussen bauten bey Weisensfels und Halle bald neue Brücken, um den vereinigten Feinden näher zu kommen. Diese zogen sich hierauf bis nach Mügeln, hinter einen Bach, zurück. Ihre rechte Seite war zu wenig gedeckt, und Friedrich gründete hierauf den Plan zu einem Angriffe; in der Nacht verbesserte aber Soubise seine Stellung. Seine Fronte war durch Verschanzungen verwahrt. Friedrich gieng daher in sein festes Lager bey Nossbach zurück. In der Meynung, daß die Vereinigten in diesem Feldzuge nichts weiter unternehmen würden, beschäftigte er sich schon mit dem Gedanken, nach Schlesien zu marschieren, als jene, mit der Schwäche seines Heeres bekannt, den glänzenden Entwurf machten, ihn auf allen Seiten einzuschließen, und zur Kriegsgefangenschaft zu nöthigen. Soubise rechnete auf den Erfolg
 seiner

seiner Einschließung schon mit solcher Sicherheit, daß er ihn durch einen Courier nach Versailles meldete.

Friedrich wollte eben, in der Nacht, den Rückmarsch nach Merseburg antreten, als man ihm (5. Nov.) die Bewegungen im feindlichen Lager meldete. Ohne gleichsam darauf zu achten, setzte er sich ruhig zur Tafel. Seydlitz ließ indessen die Cavallerie satteln, und die Soldaten verließen freywillig ihr Mittagsbrod; doch in weniger, als einer halben Stunde, war das Lager abgebrochen, setzte sich die Armee in Bewegung, um sich den Franzosen und Reichstruppen, noch ehe sie aufmarschirten, entgegenzustellen. Eine Kette von kleinen Anhöhen vorbarg den feindlichen Generalen die Anstalten der Preussen. Um so unerwarteter war ihnen der ungestüme Angriff der preussischen Cavallerie, war ihnen eine Batterie, die, kaum 300 Schritte entfernt, die aufmarschierenden Infanterie & Colonnen zerschmetterte, die sie, noch vor dem Aufschwanken, in Unordnung brachte. Die Reichstruppen flohen zuerst. Als Prinz Heinrich

Galletti Weltg. 16r Th. ¶ mit

mit sechs Bataillonen anrückte, während daß Seydlitz in den Rücken kam, gerieth die ganze feindliche Armee in Verwirrung. Vergebens ließ Soubise die Reiterey des linken Flügels und der Reserve vorrücken; einige Kanonenschüsse trieben sie bald wieder zurück. Abends nach anderthalb Stunden, sechs Uhr, war der ganze Kampf entschieden. Die preussischen Husaren drängten die französischen Gens d'Armes, denen schon ihre großen Pferde eine Kraft; Ueberlegenheit gaben, auseinander. Einige Schweizer; Regimenter hielten am längsten Stand, und nur die kluge Entschlossenheit St. Germain's, der jetzt wieder zur französischen Armee gekommen war, deckte die Flucht, welche die Franzosen bis nach Hanau fortsetzten. Ihr Verlust war im Grunde kleiner, als ihre Angst. Sie hatten 3000 Todte und Verwundete, und etwa 7000 waren gefangen. Unter diesen befanden sich acht Generale, und 220 andre Officiere. Die Reichstruppen hatten sich so sehr geschont, daß nicht mehr, als 560, von ihnen getödtet oder verwundet waren. Den Preussen kostete der leichte Sieg 91 Todte, und 274 Verwundete. Zu

den

den letztern gehörten auch Prinz Heinrich und Seydlitz. Soubise verlegte hierauf seine Winterquartiere nach Hessen, und Hildburgshausen nach Franken.

Mit so weniger Anstrengung schlug Friedrich den so furchtbar scheinenden Angriff auf Sachsen zurück. Aber noch weniger Anstrengung kostete es ihm, sein eignes Land an der Elbe von der bevorstehenden Gefahr zu befreyen. Richelieu rückte mit 30,000 Mann gegen Magdeburg heran. Ferdinand, der, an der Spitze einer kleinen Truppenabtheilung von 4000 Mann, die Franzosen aus dem Halberstädtischen vertrieben hatte, mußte, durch Richelieu's Ueberlegenheit gezwungen, sich in die Gegend von Magdeburg zurückziehen. Richelieu versäumte es, ihn einzuschließen. Vielleicht unterließ er es aus Eigennus. Der verkleidete Ingenieurs Oberste Balby spielte, wie man sagt, die Rolle eines Unterhändlers so gut, daß der französische Marschall für ein Geschenk von 100,000 Thalern, und für die Erlaubniß, auf dem festen Lande Salvegarden; Brücke auszuthellen, das preussische Gebieth in dies-

sem Felbzuge nicht feindlich zu behandeln versprach.

Durch Tapferkeit und Klugheit weget eines Angriffes von Seiten der Franzosen sicher gestellt, eilte nun Friedrich nach Schlesien, um auch dieses Land von der Gewalt der Feinde zu befreyen. Der großen östreichischen Armee unter dem Prinzen Karl war der Herzog von Bayern mit einem Heere von nicht mehr, als 36,000 Mann, entgegen gestellt. Wie leicht hätte ihn nun Karl nicht in Verlegenheit bringen können! Dieser blieb jedoch so lange unthätig, bis Bayern, um seine Verbindung mit Schlesien noch mehr zu befestigen, auf der sogenannten Landskrone bey Gbrltz, eine verschanzte Stellung nahm. Marie Theresie, und ihr Hofkriegsrath, über die Unthätigkeit der großen Armee unwillig, schickten, um den Prinzen zu einem raschern Gang der Unternehmungen aufzumuntern, den Fürsten Kaunitz nach Zittau. Karl wollte demselben einen Beweis seiner Achtung geben. Er ließ das her, (7. Sept.) durch eine von Nadasti angeführte Truppenabtheilung von 15,000 Mann,

Mann, einen nur mit zwey preussischen Grenadier; Bataillionen besetzten, zu weit vorgeschobenen Posten angreifen. Winterfeld hatte von diesem Angriffe im voraus Nachricht, und er hätte den Posten also leicht verstärken können. Aber stolz auf seine Talente, versäumte er die Maßregeln der Vorsicht. Die Nacht des Ueberfalls war auch schon verstrichen, als man in Görlitz, wo sich Winterfeld bey Bavern befand, die ersten Kanonenschüsse hörte. „Ha, da sind meine Gäste; nun will ich sie auch bewirthen.“ Sogleich eilte er an der Spitze eines Regiments herbey, mit welchem er wüthend auf die Oestreicher eindrang. Er fiel, und die Oestreicher erklimmen die preussische Verschanzung, welcher Bavern nicht bald genug Hülfe schickte. Sterbend sagte Winterfeld seinen Officieren alles, was sie zu thun hatten. Selbst die Oestreicher hatten für Winterfeld so viele Achtung, daß ihre Vorposten, durch die seine Leiche gieng, ihr alle Ehre erwiesen. „Wider die Menge meiner Feinde“ sagte Friedrich, als er seinen Tod vernahm, „werde ich wohl Mittel finden; wer wird mir aber Winterfeld ersetzen?“

Haus

Hans Karl von Winterfeld, aus der Uckermark, (geb. 1709) der schon seit seinem 14ten Jahre dem preussischen Kriegsdienste sich widmete, ward von Friedrich Wilhelm I zum Adjutanten bey seiner Leibgarde ernennet, und von Friedrich II bald bis zum Obersten und General-Adjutanten, erhoben. Friedrich schickte ihn auch nach Petersburg, wo der Feldmarschall Münnich sein naher Verwandter war. Im zweyten schlesischen Kriege stieg er bis zum General-Major empor. Bey aller Gelegenheit zeichnete er sich durch Muth und Geisteskraft aus. Aber nichts beweiset seine höhern Talente wohl überzeugender, als daß ihn Friedrich zu seinem Liebling und Vertrauten wählte, daß er sich von ihm auf allen seinen Reisen, bey allen seinen Musterungen, begleiten ließ, daß er ihn bey seinen wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe zog. Friedrich widmete seinem Andenken eine von den Statuen, die man auf dem Wilhelmsplaze zu Berlin sieht.

Beyern war von den sächsischen Magazinen zu weit entfernt. Dieß bewog ihn zu dem Entschlusse, sich nach Schlesien zu ziehen.

hen. Er gieng, mit großer Geschwindigkeit, über die Neiße, über die Queiß, über die Bober. Die Oestreicher ließen ihn ruhig ziehen. Allein Karl, der nun auch in Schlesien eindrang, entzog ihm die Verbindung mit Breslau, wo sich alle Vorräthe der Preussen befanden. Die Stadt war nur schwach besetzt. Man mußte ihr also zu Hülfe kommen. Karl, dem die Eroberung der schlesischen Hauptstadt eine ganz sichere Unternehmung schien, sah sich von Bavern getäuscht. Dieser rückte weiter nördlich nach der Gegend von Glogau. Unvermuthet setzte er aber auf das linke Ufer der Oder über, an welchem die Stadt Breslau sich ausbreitet. Prinz Karl, über seine Täuschung unwillig, nahm sich nun vor, mit seiner ganzen Macht über die Preussen herzufallen. Allein die ihm zugeordneten überlegsamern Generale bestanden auf der Meynung, daß die Festung Schweidnitz vorher erobert werden müsse. Diese Stadt, die, eine Meile vom Fuße des Gebirges zwischen Böhmen und Schlesien, in einer Ebene, liegt, war, seit dem dresdner Frieden, nach einer neuen Art befestigt worden, die der Aufseher des Baues,

der

der General Waltrabe, dem wiener Hofe verrathen hatte. Er starb daher zu Magdeburg in dem sogenannten Sterne, einem Gefängnisse, das er selbst für Staatsgefängnisse bauen ließ. Schweidnitz hatte eine Besatzung von 6000 Mann, und einen Ueberfluß an allen Bedürfnissen; allein 30,000 Oestreicher, die es unter Nadasti belagerten, brachten (vom 27. Oct. bis 12. Nov.) den Commandanten Seers in solche Verlegenheit, daß er die Festung mit einer Casse von 350,000 Gulden, übergab. Seers hatte, an Truppen zu schwach, keinen nachdrucksvollen Versuch machen können, der Festung Hülfe zu leisten.

Bevern hatte jetzt nicht mehr, als 25,000 Mann, beysammen. Karl zählte dagegen, nachdem sich Nadasti wieder mit ihm vereinigt hatte, gegen 80,000 Streiter, die mit einem großen Zuge von schwerem Geschütz versehen waren. Der Kampf (am 22. Nov.) war also zu ungleich. Zwar wurde Nadasti, der über die Lohse gieng, von Zietzen tapfer zurückgetrieben; aber Zietzen war von Bevern zu weit getrennt, um ihn mit kräftigen Erfolg unterstützen zu können.

Sechs

Sechzig Kanonen setzten seiner Cavallerie, die in einem Sumpfe fechten sollte, unüberwindliche Hindernisse entgegen. Zwey Regimenter Infanterie, die ihr zu Hülfе ausrückten, wurden durch das schreckliche Feuer ganz in Unordnung gebracht. Vergebens nahm Prinz Ferdinand eine Fahne in die Hand. Bevern soll, nach dem Urtheile einiger Kenner, manchen Fehler begangen, und den Muth seiner Leute nicht genug benutzt haben. Das Schlachtfeld war für die Preussen zu groß, und die östreichische Artillerie hatte eine zu entschiedene Ueberlegenheit. Die Preussen verlohren 50 Kanonen; sie verlohren an Todten, Verwundeten und Gefangnen, gegen 10,000 Mann, also zwey Fünftel von ihrer ganzen Armee. Die Oesterreicher hatten aber diesen Sieg theuer erkauft. Bevern wurde, zwey Tage nach der Schlacht, als er sich bey dem Recognosciren zu weit wagte, von herumsehweifenden Panduren gefangen genommen. Vielleicht gieng er der Gefangenschaft absichtlich entgegen, um Friedrichs Unwillen über die verlohrne Schlacht, wenigstens auf einige Zeit, auszuweichen. Man begegnete ihm, als einem

Verz

Verwandten der Mutter der Kaiserin, zu Wien mit ausgezeichnete Achtung; auch erhielt er seine Freyheit bald wieder, ohne sie durch Nanzon zu erkaufen. Friedrich verbannte ihn in sein Gouvernement nach Stettin. Eine Folge von der verlohrenen Schlacht bey Breslau war die Capitulation, die Lesskewitz, der Commandant dieser Stadt, zwey Tage hernach (24. Nov.) mit den Oestreichern schloß. Er bedung sich einen freyen Abzug aus; allein Friedrich war so wenig mit ihm zufrieden, daß er ihm Festungsarrest zuerkannte.

So geschwinde der unermüdlliche König mit 14,000 Mann herbeyeilte (er war in zwölf Tagen von Leipzig bis an die Oder marschirt) so kam er zur Rettung Breslaus doch zu spät. Nachdem er die fliegenden Truppen, Abtheilungen der Generale Haddik und Marschall aus der Oberlausitz vertrieben hatte, und an der Queiß angelangt war, erfuhr er die traurige Nachricht von den Unglücksfällen, die ihn mit dem Verlust von Schlessien bedroheten. Aber eben jetzt war es, wo seine Seelengröße sich über sein
Schicks

Schickfal so sehr emporhob, daß keine Gefahr ihn schreckte. Sietzen führte ihm den Ueberrest von Beverns Heer entgegen. Aber er brachte keine Kanonen mit, und Friedrich hatte sie gleichfalls zurücklassen müssen. Auf den Rath des Generals von Diegow ließ man 20 Batteriestücke von Glogau herbeybringen.

Friedrichs Armee gieng hierauf, dem Angriffe der Oestreicher näher zu kommen, bey Liegnitz über die Kaszbach. Friedrich hielt an seine versammelten Generale und Staatsofficiere eine Rede, in welcher er ihnen sein unbeschränktes Vertrauen auf ihren Muth, ihre Standhaftigkeit, ihre Vaterlandsliebe, schilderte, in welcher er ihnen, mit der innigsten Nührung, die Nothwendigkeit des Angriffes zeigte, in welcher er jedem, der die Gefahr nicht theilen wollte, den Abschied anboth. Ernste Stille der Zuhörer gieng in Begeisterung, gieng in das festeste Vertrauen auf den Sieg, über. Die Preussen, und ihre Officiere, erwarteten den Befehl zum Aufbruche mit Ungedult. Friedrichs Armee bestand aber damahls aus lauter Landeskindern,

dern,

dern, oder doch solchen, die den Nationalcharakter angenommen hatten. Die andern waren davon gelaufen.

Während daß sich Friedrich und seine Krieger in dieser Stimmung befanden, schmeichelte sich der Prinz Karl mit der Hoffnung, durch die Vernichtung des preussischen Heeres, Schlessen wieder zu erobern. Daun, und die übrigen erfahrenen Generale, gaben ihm den Rath, den König hinter der Lohe, in einem verschanzten Lager, zu erwarten. Die andern, meistens junge Feldherren, hielten jedoch dieß der Würde des Stegers bey Breslau für unanständig. Die preussische Armee, meynten sie, bestände ja ohnedies nur aus der berlinischen Wachtparade. So etwas schmeichelte Karls feurigem Geiste. Aber von den schönen Hoffnungen ganz begeistert, hielt er es nicht der Mühe werth, Friedrichs und Zethens Vereinigung zu verhindern, begieng er die Unvorsichtigkeit, seine Feldbeckerey, mit dem Vortrabe, nach Neumarkt, zwischen Breslau und Biegitz, vorausgehen zu lassen. Sie fiel nun den antückenden Preussen, die (am 4ten Dec.)

Dec.) Neumarkt erstarbten, sogleich in die Hände.

Die unvermuthete Erscheinung des preussischen Heeres schien den Muth der Oestreicher wieder etwas kälter zu machen. Sie schränkten sich wieder auf die Vertheidigung ein. Durch Friedrichs Bewegungen war Karl aus seiner vortheilhaften Stellung herausgelockt worden. Die jetzige, die die österreichische Generale wählten, war, wie gewöhnlich, zwar sehr gut; sie hatte aber die Ausdehnung von einer Meile; sie wurde auf dem linken Flügel von den bayrischen und württembergischen Hülfstruppen gedeckt. Die Oestreicher wurden (5. Dec.) des feuchten und trüben Wetters wegen, den Anmarsch der Preussen nicht bald gewahr. Ein Theil der preussischen Schlachtlinie bestand aus kleinen, dichten Colonnen, die verhältnißmäßig keinen großen Raum einnahmen. Während daß Daun, und einige andere österreichische Generale, der Meynung waren, daß Friedrich sich zurückzöge, sahen sie ihren linken Flügel ganz unvermuthet von den Preussen angegriffen. Mehrere preussische

Res

Regimenter hatten, um schneller und leichter vorwärts gehen zu können, Tornister, Feldgeräthe, und Brodsäze, hinter sich gelegt. Der Prinz Karl war in Verlegenheit, weil seine beyden Flügel zu gleicher Zeit bedroht wurden. Der linke gerieth bald in Unordnung. Die Preussen ließen die anrückenden Oestreicher gar nicht aufmarschieren. Die Verwirrung und das Gedränge der Oestreicher wurde so groß, daß viele tausend von ihnen gar nicht zum Schusse kamen. Am kraftvollsten wehrten sie sich in dem Dorfe Leuthen. Allein der Widerstand der besten Regimenter war fruchtlos. Die preussische Cavallerie und Artillerie machte die Gefangenen zu Tausenden. Nadast, der zur nachdrücklichen Hülfe zu spät gekommen war, verhinderte, von der Dunkelheit der Nacht unterstützt, noch den gänzlichen Untergang der östreichischen Armee. Die zählte zwar nicht mehr als 6500 Tode und Verwundete; aber 21,000, unter welchen 307 Officiere sich befanden, waren preussische Gefangne. Die Zahl derer, die zu den Preussen übergangen belief sich auf 6000. Der ganze östreichische Verlust in der Schlacht betrug also

also 34,000 Mann, oder fast die Hälfte der Armee. Diese verlor auch ihre ganze Artillerie von 134 Kanonen. Die Preussen hatten noch nicht völlig 2700 Tode und Verwundete. Die Schlacht währte von ein Uhr Nachmittags bis acht Uhr Abends. Der Schauplatz derselben lag zwischen dem Dorfe Leuthen und dem Städtchen Lissa.

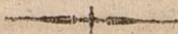
Friedrich gieng, mit einigen Batalionen, nach Lissa voraus. Er trat, nur von einigen Adjutanten begleitet, in das von österreichischen Officieren und Soldaten angefüllte Schloß. Er gieng, indem er ihnen, mit der freundlichsten Miene, einen guten Abend wünschte, in das für ihn bereitete Zimmer. Theils bestürzt, theils den kühnen Schritt bewundernd, zogen sie sich, den königlichen Helden, als einen Halbgott, anstaunend, ehrerbietig zurück. Ohne ausdrücklichen Befehl folgte die ganze Armee dem Könige, und seinen Grenadieren, auf welche aus den Häusern von Lissa gefeuert wurde, nach, als plötzlich ein Grenadier, „nun danket alle Gott“ anstimmte, und 25,000 Stimmen es nachsangen.

Der

Der geschlagene Prinz Karl gieng, eine starke Besatzung in Breslau zurücklassend, nach Schweidnitz, und, nachdem er auch dieses hinlänglich versorgt hatte, nach Böhmen. Eine preussische Bombe, die (16. Dec.) in das Pulvermagazin zu Breslau flog, sprengte einen Theil der Festungswerke, nebst 800 Soldaten, in die Luft. Drey Tage hernach (19. Dec.) unterwarf sich der österreichische Befehlshaber den ihm vom Könige vorgeschriebenen Bedingungen der Uebergabe. Die Besatzung von 13 Generalen, 700 andern Officieren, und 15,000 Gemeinen, mußte in die Kriegsgefangenschaft einwilligen. Zeihen und Fouquet hatten indessen noch 2000 andre Oestreicher gefangen. Von einer Armee von 77,000 Mann waren nach 14 Tagen nicht mehr als 17,000 übrig. Nadasti, dem man die Rettung derselben zu danken hatte, wurde in dem Berichte des Prinzen Karl gar nicht erwähnt. Man legte der Kaiserin falsche Schlachtplane vor. Der Prinz Karl, sagte man ihr, habe, seit der Schlacht, dem Könige zweymahl ein neues Treffen angeboten. Der Kaiser Franz gieng seinem Bruder

der

der, als er sich der Stadt Wien näherte, entgegen. Es wurde bey harter Strafe verbothen, sich unanständige Urtheile über den Prinzen zu erlauben. Dieß hinderte aber nicht, daß satyrische Kupferstiche, Gemähde, Gedichte, an den Thoren, an der Stephanskirche, und selbst an der kaiserlichen Burg, angeheftet wurden. Der Prinz Karl gieng nach Brüssel, in sein Gouvernement; Nazdasti nach Ungern. Friedrich konnte, durch den Winter, und den tiefen Schnee abgehalten, die Belagerung von Schweidnitz nicht fortsetzen; doch kam Liegnitz, dessen Besatzung (25. Dec.) einen freyen Abzug erhielt, mit großen Vorräthen, wieder in Friedrichs Gewalt.



Fünfter Abschnitt.

Friedrichs Lage bey dem Anfange des dritten Feldzuges. Die zewensche Convention wird wieder aufgehoben. Ferdinand treibt die Franzosen über den Rhein zurück, und siegt bey Cresfeld. Soubise dringt wieder in Hessen ein, und Broglio schlägt den General Oberg auf der Lutterberger Höhe.

So glänzend Friedrich den Feldzug gegen Oestreich geendigt hatte, so wenig war er doch dem glücklichen Zeitpunkt des Friedens nahe gekommen. Seine Feinde, Oestreich, Rußland und Frankreich, machten vielmehr neue furchtbare Zurüstungen, um mit verstärkten Kräften über ihn herzufallen. Friedrich

drich schickte seinen Gefangnen, den Fürsten Lobkowitz, nach Wien, um dessen Hofe aufrichtig gemeynte Friedensanträge zu thun. Allein Marie Theresie war von dem Zustande ihrer Armee zu wenig unterrichtet, um zu nachgiebigern Gesinnungen gestimmt zu seyn, und der Gesandte von Frankreich, welches ihr keinen besondern Frieden gestatten konnte, that alles, um sie davon entfernt zu halten. Die Anträge von Lobkowitz wurden daher mit Stolz zurücke gewiesen. Der französische Hof versprach seine um 50,000 Mann verminderte Armee in Deutschland wieder zu ergänzen; er versprach, den Michellieu gegen einen andern Obergeneral zu vertauschen; er versprach, die Subsidien an Rußland fortzuzahlen. Eltsabeth, die, an Bestuschew's Stelle, den Grafen Woronzow, einen Anhänger Oesterreichs, zum Minister ernennet hatte, war sehr bereitwillig, ihre Kriegsmacht zu vergrößern. Friedrich's Armee hatte sehr viel eingebüßt. Bey Kolin und Breslau war fast die Hälfte seiner Infanterie vernichtet worden. Ein großer Theil von den Ausländern, die sich unter seiner Armee befanden, hatten seine

Fahnen wieder verlassen. Viele tausende waren an einer ansteckenden Krankheit gestorben, oder lagen an derselben noch darnieder. Doch Friedrichs Thätigkeit bewirkte in Zeit von drey Monathen, daß jedes Regiment wieder seine völlige Mannschaft hatte, daß das Fußvolk noch durch vier Freybatalione vermehrt wurde. Aber die neue Mannschaft war weder so auserlesen, noch so geübt, als die vorige. Der Krieg hatte schon gegen 30 Millionen Thaler gekostet, und das Land war zum Theil verheert. Auch reichte die Geistesgröße Friedrichs, und die Tapferkeit seiner Soldaten doch nicht hin, so mächtige Feinde, als Oestreich, Frankreich, und Rußland, zugleich zu bekämpfen. Georg II von Großbritannien war Friedrichs einziger Bundesgenosse. Allein das Parlament, welches bisher auf den Seekrieg gegen Frankreich, und auf die Unternehmungen in andern Erdtheilen, die meisten Staatskräfte verwendet hatte, ließ sich erst durch Pitt bewegen, an dem Kriege auf dem festen Lande einen kraftvollern Antheil zu nehmen. Die englischen Subsidiën, die Friedrich bisher erhalten hatte, waren ein

gerins

geringer Beytrag zu seinen Kriegskosten. Außer den 12 Millionen Thalern aus dem kleinen Schatz, war schon der Aufwand von zwey Feldzügen aus dem großen Schatz entlehnt worden. Dieser enthielt nun nicht viel mehr, als was zu einem dritten Feldzuge nöthig war, und da mußte das, was an den Staatseinkünften in Westphalen abgieng, durch Sachsen ersetzt werden. Sachsen lieferte aber nicht allein Geld, sondern auch Getreide, Pferde, Recruten. Mecklenburg mußte dafür, daß es den Durchmarsch der Schweden nicht hatte verhindern können, 2,400,000 Thaler zahlen. Doch Friedrich nahm auch noch zu außerordentlichen Mitteln seine Zuflucht. Er bewarb sich im Auslande um große Capitalien, das mit seine Feinde nicht von demselben Gebrauch machen könnten. Er ließ zu Leipzig, unter kursächsischem Stempel, ein Drittelsstücke prägen, die um 20 Procente schlechter, als die brandenburgische Silbermünze, waren. Ihr Werth nahm jedoch von Jahr zu Jahr so gewaltig ab, daß er endlich unter 62 Procent sank. Das schlechte Geld kam zwar meistens im Auslande im Umlaufe;
aber

aber Friedrichs eigne Soldaten wurden doch mit demselben bezahlt; Friedrichs eigne Cassen wurden von denselben überschwemmt. Das Aufgeld, das die Juden gaben, reichte zum Eintausche gegen vollwichtiges Gold und Silber. Jedermann schimpfte auf dieses Verfahren; aber Friedrich arbeitete doch durch dasselbe seiner Geldverlegenheit glücklich entgegen. Um den Kampf mit so vielen Feinden nur einigermaßen glücklich zu bestehen, mußte er ihre Macht zu vertheilen suchen. In dieser Rücksicht war die Conventtion zu Kloster Zeven, welche Großbritanniens Subsidiens Truppen von seiner Seite entfernte, sehr unangenehm, und er gab sich daher alle Mühe, die Aufhebung derselben zu bewirken.

In dieser Conventtion, und in der Beobachtung derselben, lag manches, was Friedrichs Absicht beförderte. Nichts desto weniger behandelte das hannöversische und hessische Land auf eine dem geschlossenen Vergleiche gar nicht angemessene Art. Er bedrohet die Städte und Dörfer, welche seine ungeheuren Contributionssummen nicht aufzubringen
vers

vermochten, mit Feuer und Schwert; er erlaubte seinen zuchtlosen Soldaten, manche Stadt und manches Dorf auszuplündern und zu verheeren; er ließ auf hundert Personen, ohne Rücksicht auf Geburth, Stand und Alter, und ohne den Verdacht gegen sie auf rechtmäßige Art beweisen zu können, als Spione am Galgen sterben. Er wollte, der Convention zuwider, die hessischen Truppen, wenn sie in ihr Land zurück kehrten, entwaffnen, und der Landgraf erfuhr seine Absicht noch zeitig genug, um die Ausführung derselben zu verhindern. Die hessischen Truppen blieben bey Verden und Kloster Zeven stehen.

Doch König Georg II versagte dem zehnten Vergleiche seine Genehmigung völlig. Sein Minister in London, der geheime Rath von Münchhausen, mußte die holländischen Generale auf ihren Eid, und auf ihr Gewissen fragen, ob während des Feldzuges sich keine Gelegenheit dargeboten habe, den Feind mit Vortheil anzugreifen, und ob man gewisse Posten nicht länger habe behaupten können? In dem Befehle,

der

der den Herzog von Cumberland nach London hertief, um von seinem Verfahren Rathsenschaft zu geben, wurde der geschlossene Vergleich „eine unglückliche und uns sehr mißfällige Convention“ genannt. Zu Ende des Octobers (28.) kam der geheime Rath von Münchhausen selbst zu Stade an. In den Berathschlagungen, die er mit den hannoversischen Ministern und Generalen anstellte, gieng der Beschluß dahin, daß man, des französischen Benehmens wegen, die Armee möglichst bald wieder in marschfertigen Zustand versehen müsse. Wiederholte Befehle von London enthielten die Aufforderung, in Verbindung mit dem Könige von Preussen, die Unternehmungen gegen den Feind bald wieder anzufangen. Der Minister von Schulenburg bekam daher den Auftrag, mit dem Könige, welcher um diese Zeit dem Prinzen von Soubise entgegen gieng, die nöthigen Verabredungen zu treffen. Er wurde zwey Tage nach der Schlacht bey Rossbach (7. Nov.) vor ihn gelassen. Friedrich gab ihm unter andern das Versprechen, die vereinigte Armee, in der Person des Herzogs Ferdinand von Braunschweig,

schweig, mit einem geschickten Oberfeldherrn zu versehen.

Ferdinand (geb. 11. Jan. 1721) war der Bruder des (seit 1735) regierenden Herzogs Karl von Braunschweig; Wolfenbüttel. Er hatte sein fünftes Jahr noch nicht zurückgelegt, als man ihn schon männlichen Erziehern und Lehrern übergab, die zwar keinen gelehrten, aber doch einen mit mancherley nützlichen Wissenschaften bekannten Prinzen an ihm erzogen. Da er als ein jüngerer Prinz keine Hoffnung zur Regierung hatte, so wurde seine Erziehung die Richtung gegeben, ihn zum kenntnißvollen Officier zu bilden. Achtzehn Jahre alt, besuchte er nicht nur die vornehmsten Städte Deutschlands, sondern auch Holland, Frankreich, Italien. Seine Reisen wurden ihm um so lehrreicher, je fleißiger er das merkwürdige, was er sah und hörte, in seinem Tagebuch aufzeichnete. Nach seiner Rückkehr trat er in den Dienst Friedrichs II., der eben zur Regierung gekommen war. Friedrich machte ihn zum Obersten, und zum Eigenthümer eines Infanterie-Regiments; die Mannschafte

schaft zu dem letztern sollte aber sein Bräu-
 der, der regierende Herzog, stellen. Dieser
 sammelte jedoch das Regiment nicht aus
 Landeskindern, sondern aus Ausländern.
 Friedrich fand an dem Umgange des jungen
 geistvollen Prinzen so viel Unterhaltendes,
 daß er ihn fast immer in seiner Gesellschaft
 hatte. Von seinen militärischen Talenten
 legte er auch schon in den beyden schlessischen
 Kriegen so ausgezeichnete Beweise ab, daß
 ihn Friedrich zum Befehlshaber seiner Fuß-
 garde, seines vorzüglichsten Regiments, das
 der ganzen übrigen Infanterie zum Muster
 dienen sollte, ernannte. Während der elf-
 jährigen Ruhe, die vom dresdner Frieden
 bis zum siebenjährigen Kriege verfloß, ver-
 mehrte Ferdinand seine Erfahrungen und
 seine Kenntnisse auch in dem Umgange mit
 den vielen verdienstvollen Fremden, die an
 Friedrichs Hofe erschienen. Er wurde wäh-
 rend der Zeit (1750) Generallieutenant; er
 wurde (1755) Gouverneur von Magdeburg.
 Der siebenjährige Krieg verschaffte ihm end-
 lich Gelegenheit, eine der glänzensten Feld-
 herrenrollen zu spielen. Er führte (1756)
 eine Abtheilung von der Armee, mit welcher
 Frie-

Friedrich in Sachsen einrückte; er that sich in der Schlacht bey Lowositz hervor; er trug zum Siege bey Prag, durch den glücklichen Angriff des östreichischen linken Flügels, sehr viel bey; er rückte in dem unglücklichen Treffen bey Kolin siebenmahl gegen die böhmischen Grenadiere an. Jetzt bestimmte ihn Friedrich zum Oberbefehlshaber des vereinigten Heeres, von dessen Unterstützung er so viel erwartete, und wie sehr rechtfertigte der Erfolg das Zutrauen, das der weise König auf den Prinzen setzte!

Als Ferdinand (23. Nov.) den Oberbefehl über das Heer der Vereinigten übernahm, befand sich die französische Armee in einem Zustande, der zu Unternehmungen gegen dieselbe mächtig anreizte. Richelieu hatte bey den Winterquartieren, in welche er seine Truppen legte, mehr auf Bequemlichkeit, als auf Sicherheit, Rücksicht genommen. In dem Wahne, daß es der so schwachen Armee der Vereinigten, während dem Winter, gar nicht einfallen könne, die Ruhe seiner Quartiere zu stören, ließ er sie, in einer großen Ausdehnung, von Bremen, durch das Hannoverische

ndverische, durch Westphalen und Hessen, bis an den Mayn, fortlaufen. Zur Vorrmauer derselben sollten die an der Weser und Aller aufgestellten Posten, sollten die mit starken Besatzungen versehene Städte Zelle, Braunschweig, Wolfenbüttel und Hildesheim, dienen. D'Errees hatte von rühmlichen Dienstkeifer beseelt, die Ausschweifungen seiner Officiere und Soldaten mit unerbittlicher Strenge bestrafte, und dadurch das Ansehn der Kriegszucht vortrefflich hergestellt. Allein Richelieu, der eigennützig, habgütige General, mußte das, was er sich selbst erlaubte, an seinen Untergebenen übersehen. Die Vernachlässigung der guten Ordnung rächte sich durch Krankheiten, durch Muthlosigkeit, durch Entlaufen der Soldaten. Der französische Soldat schien sein ihm so eigen thümliches Feuer, seinen menschenfreundlichen Charakter, seine Ruhmbegierde verlohren zu haben. Die schlechten Anstalten, die er, der großen Vorräthe ungeachtet, zu seiner Verpflegung machen sah, reizten ihn zur Kleinmüthigkeit, zur Unzufriedenheit. Gegen eine solche Armee konnte Ferdinand mit einem zwar kleinen, aber tapfern und muths

muthvollen Heere von Deutschen, wohl anrücken.

Ferdinand befahl sogleich, daß die verschiedenen Abtheilungen desselben einander näher rücken sollten. Dieses erfolgte in kurzer Zeit, weil die Truppen nicht weit aus einander lagen. „Ich sehe mich,“ sagte Ferdinand (26. Nov.) zu den versammelten Regimentern, „ungern genöthigt, euch bey dieser Jahreszeit ins Feld zu führen; aber ich bedarf eurer Treue und eures Muthes, die Absicht der Feinde zu vereiteln. Man wird alle Aufmerksamkeit anwenden, euch eure Bedürfnisse zu verschaffen, und euch alle die Bequemlichkeiten zu gewähren, welche die Umstände erlauben werden.“ „Wir wollen“ schrieen die Soldaten einstimmig, „unter einem solchen General dem Tode trotzen!“ Der hannoversche General Spörcken schloß hierauf (30. Nov.) Harburg ein, und der Herzog Ferdinand nahm sein Hauptquartier zu Lüneburg. Richelieu erkaunte nicht wenig, als er die vereinigte Armee wieder in Bewegung sah. Im Aerger, den er darüber empfand, drohete er, die Hauptstadt

Hans

Hannover abzubrennen. Ferdinand erklärte aber, daß er es ihm überlassen müsse, was er für gut fände, und Friedrich wollte für jedes Haus, das Nichteien in Hannover abzubrennen würde, ein Dorf in Böhmen zerstören. Doch mehr als Nichteien, trotzte die Natur den Unternehmungen der Vereinigten. Die Kälte erreichte gegen die Mitte des Decembers einen so hohen Grad, und der Mangel an Fütterung wurde so fühlbar, daß Ferdinands Truppen fast eben so viel, als die Franzosen, erduldeten. Diese zogen sich auch nicht so geschwinde zurück, als man vermuthet hatte, und den meisten Schaden fügte ihnen die rauhe Witterung zu, mit der sie so wenig bekannt waren. Indessen waren die Vereinigten nicht mehr weit von dem Uebergange über die Aller entfernt, als der Mangel an Lebensmitteln, für deren Anschaffung schlecht gesorgt worden war, den Herzog Ferdinand zur Unterbrechung seines Vorrückens nöthigten. Nichteien gewann das durch Zeit, seine Armee mehr zusammenzuziehen, und manchen Posten stärker zu besetzen.

Doch

Doch Ferdinand, der, als er den Feldzug eröffnete, nicht mehr als 20,000 Mann in Reihe und Glied stellen konnte, brauchte zwey Monathe Zeit, seine Regimenter in diensthändigen Stand zu versetzen, und die nöthigen Vorräthe anzuschaffen. Um die Mitte des Februars (1758) wurde seine Mannschaft durch 15 Schwadronen von der preussischen Armee des Feldmarschalls Lehwald verstärkt. Einige Tage hernach fieng Herzog Ferdinand die Unternehmungen wieder an. Eben hatte die französische Armee den dritten Oberbefehlshaber bekommen.

Nichellien wurde von dem Hofe zu Versailles mehr wegen der gegen ihn eingelaufenen Beschwerden, als wegen seines eignen Wunsches, zurückberufen. Ehe er seine Stelle niederlegte, schickte er 12,000 Mann in das Fürstenthum Halberstadt, um von den unglücklichen Einwohnern desselben noch 120,000 Thaler, und 4000 Scheffel Getreide, zu erpressen; auch ließ er Bremen wieder besetzen. Mit einer mit deutschem Gelde angefüllten Cassé kehrte er nun nach Frankreich zurück, nicht wenig froh, den gefährlichen Kriegsschauplatz

schauplatz noch zur rechten Zeit verlassen zu können. Ueber das spöttische Urtheil seiner Mitbürger leichtsinnig sich hinwegsetzend, entging er, durch die Begünstigung der Hofparthey, einer genauern Untersuchung seines Verfahrens, und nach einiger Zeit wurde er zum Gouverneur von Guenne ernannt.

Der französische Hof war wegen der Wahl eines neuen Obergenerals in Verlegenheit. Belleisle machte den Kriegsminister, und d'Etrees sollte den Oberbefehl nicht wieder bekommen. Die alles geltende Pompadour, die es noch nicht wagte, ihren Liebling Soubise, der, der verlorren Schlacht bey Rossbach ungeachtet, den Marschallsstab erhalten hatte, zum Obergeneral zu empfehlen, bestimmte sich endlich für den Grafen von Clermont, einen Onkel des Prinzen von Conde, der, wie man glaubte, als Prinz vom königlichen Hause ein besondres Ansehn haben würde. Er hatte in der Schlacht bey Fontenoi, und in den Belagerungen von Ypern und Namur, persönliche Tapferkeit bewiesen. Dadurch glaubte sich die Hofparthey zu der vertrauensvollen Erwartung berechtigt, daß

er

er auch eine große Armee würde anführen können. Allein Clermont, ein Mittel ding zwischen Kriegsmann und Geistlichen (er war Abt zu St. Germain des Prez) hatte weniger Geistesgröße und Kenntnisse, als Gutmüthigkeit. Man glaubte das, was ihm fehlte, durch einen ihm beygeordneten Kriegsrath von den vier Generallieutenanten Billesmur, Mortaigne, Contades und St. Germain, zu ersetzen; allein der eben so sitten- und charakterlose als geistvolle Mortaigne, der sich Clermonts ganzes Zutrauen zu erwerben wußte, leitete ihn vorsetzlich zu falschen Schritten, um sich an dessen Stelle schwingen zu können. Sein eigener Bruder, der Graf von Charolois traute ihm so wenig zu, daß er ihm den Rath gab, lieber das Brevier in die Hand zu nehmen, und Friedrich sagte: er hoffe, daß ihn nächstens der Erzbischof von Paris ablösen würde. Er nannte ihn auch nur den Benedictiner; General.

Clermont langte (1758 14. Febr.) gerade zu der Zeit an, wie die französische Armee durch die Entschlossenheit, mit welcher die Gallotti Weltg. 16r Th. Na Deuts

Deutschen gegen die Aller vordrangen, äußerst bestürzt, und in der größten Verwirrung war. Er hatte kaum Zeit, mit der Stellung und dem Zustande der Armee sich einigermaßen bekannt zu machen. Seine Anordnungen verriethen auch sehr sichtbar Unentschlossenheit und Planlosigkeit. Kein haltbarer Posten wurde recht unterstützt. Die Aller war durch ein schnell eingetretenes Thauwetter bis zur Ueberschwemmung angeschwollen; dennoch ließ Clermont diesen günstigen Umstand unbenutzt, die Deutschen vom Uebergange über dieselbe abzuhalten. Die Franzosen räumten (22. Febr.) sehr schnell die Stadt Verden am Einflusse der Aller in die Weser. Eben so wenig erschwerten sie es den Deutschen, über die Weser zu gehen. Bey diesen Unternehmungen, vornehmlich bey der Ueberrumpelung des Postens von Hoya, zeichnete sich der Erbprinz (jetzt regierender Herzog) von Braunschweig, durch eine eben so zweckmäßige Anordnung, als Ausführung seiner Entwürfe, aus. Obgleich die bey Minden zusammengezogene französische Armee beyde Ufer der Weser in ihrer Gewalt hatte, so ließ sie Clermont dennoch auf der linken Seite dieses

dieses Stromes bis Hameln sich zurückziehen. Er bildete sich ein, Ferdinand würde, durch die ungünstige Witterung abgehalten, die Belagerung von Hameln nicht unternehmen; allein der General Oberg machte zur Belagerung derselben wirklich ernstliche Anstalten. Die aus 3700 Mann bestehende Besatzung von Minden unterwarf sich nach einer Einschließung von sechs Tagen (am 14. März) der Kriegsgefangenschaft. Clermont wagte nicht den geringsten Versuch, derselben Hülfe zu leisten; vielmehr fühlte er sich, an Unglücksfälle nicht gewöhnt, durch die glücklichen Fortschritte der Deutschen so erschüttert, daß er Hameln und die Weser verließ, daß er auch Ostfriesland und Hessen räumte, und daß er sich nicht eher, als jenseits des Rheins, sicher glaubte. Sein Rückzug war so schnell und übereilt, als die Flucht nach einer Niederlage. Sie kostete ihm 11,000 Mann, die in die Gefangenschaft der Deutschen gerieten. Seine Armee dehnte sich nun in der Gegend zwischen dem Rhein, der Roer und der Maas aus. Das Hauptquartier war zu Wesel. In Zeit von fünf Wochen (bis zum 1ten

A a 2 April)

April) hatte also Ferdinand die französische Hauptarmee von der Elbe bis über den Rhein getrieben. Er gönnte nun, seinen Aufenthalt nach Münster verlegend, seiner Armee die ihr so nöthige Erholung. Sie wurde aus den eroberten Magazinen verpflegt, und das, was ihr noch fehlte, ersetzten die starken Kriegssteuern, die man von den dem Hause Oestreich ergebenen westphälischen Stiftern erpreßte.

Zu Anfange des Mayes befand sich die vereinigte Armee wieder vollzählig und marschfertig. Sie bestand aus 46 Batallionen und 61 Schwadronen, die 50,159 Mann betrugten, oder vielmehr betragen sollten; denn die Batallione, die man zu 8 bis 900 Köpfe rechnete, enthielten oft nicht mehr als fünf, und noch weniger hundert Mann. Aber das, was an der Zahl fehlte, ersetzte die kluge Thätigkeit des Oberbefehlshabers.

Friedrich begnügte sich nicht, seinen Wunsch, die Franzosen vom deutschen Boden zu entfernen, erreicht zu sehen; er wollte sie auch jenseits des Rheins beschäftigen,

tigen, und sein Plan war es daher sehr wahrscheinlich, daß Ferdinand den Clermont auch auf dem linken Ufer des Stromes aufsuchen sollte. Vielleicht glaubte er dadurch den Prinzen von Soubise, der, hinter der Lahn stehend, Frankfurth am Mayn und Hanau besetzt hatte, gleichfalls zum Rückzuge über den Rhein zu nöthigen. Diesem konnte Ferdinand, als er sich dem Rheine näherte, nicht mehr als 5000 Mann, und zwar meistens Landmiliz, unter dem Prinzen von Isenburg, entgegenstellen.

Gegen die Armee des Grafen von Clermont, die jetzt wieder bis auf 60,000 Streiter angewachsen war, und auf ausdrücklichen Befehl des Kriegsministers Velleisle, zur Beobachtung einer strengern Kriegszucht angehalten wurde, setzte Ferdinand nicht mehr, als 25,000 Mann, in Bewegung. Diese näherten sich dem Rhein in verschiedenen Abtheilungen, welche die Franzosen, in Ansehung ihrer Richtung, ungewiß machten. Der Uebergang erfolgte (2. Jun.) bey Emmerich, im Herzogthum Cleve. Bey dieser Gelegenheit gab der Major Scheitherr, Be-

fehls:

fehlschaber einer leichten Truppenabtheilung, einen glänzenden Beweis seines Muthes und seiner Entschlossenheit. Er setzte mit seinen Leuten, bey dem Dorfe Homburg im Fürstenthume Mörs, in Rähnen, über den Rhein, bemächtigte sich einer französischen Batterie von 6 Kanonen, schlug 3 Batalione zurück, und verbreitete in der umliegenden Gegend einen solchen Schrecken, daß die Besatzung der Stadt Kaiserswerth sich schon bey seiner Annäherung entfernte.

Jetzt erwachte endlich Clermont von seinen vielen Zerstreungen, von seinem stolzen Wahne, daß er keinen Angriff zu befürchten habe. Zu lange hatte er den hinterlistigen Versicherungen des Mortaigne, daß seine Stellung unverbesserlich sey, ohne den geringsten Argwohn, getraut, und alle ernstlichen Gelegenheiten vernachlässigt. Nun rief er aber alle zwischen dem Oberrhein und der Maas liegende Regimente herbey; nun zog er seine Armee bey Wesel zusammen. Zur Deckung seines linken Flügels diente ein bey dem Kloster Kampen vorgeschobener Posten. Als diesen die Deutschen,

nach

nach einem sechsständigen, äußerst hitzigen Kampfe, in ihre Gewalt gebracht hatte, hielt sich Clermont, in seiner bisherigen Stellung, so wenig sicher, daß er sich, über Mörz und Crefeld, nach Neuß zurückzog. Seine Generale, Mortaigne ausgenommen, fühlten sich durch sein Benehmen sehr gekränkt. Die Deutschen, meynten sie, würden, so lange er sich bloß auf Vertheidigung einschränkte, ihn immer nachrücken, und seine linke Flanke in Gefahr bringen; er würde seine Vorräthe verlieren. Diese Vorstellungen machten endlich seinen französischen Stolz rege. Er ließ den Grafen St. Germain, mit 10,000 Mann, bis Crefeld vorrücken. Kaum gieng ihm aber Ferdinand entgegen, als sich Clermont wieder in seine feste Stellung zurückzog.

In dieser beschloß ihn Ferdinand (23. Jun.) anzugreifen. Die Kaltblütigkeit, mit welcher er diesen Entschluß faßte, war von dem innern Gefühl der Ueberlegenheit seiner militärischen Talente erzeugt. Clermonts Stellung bey Crefeld war durch die sogenannte Landwehre, einen Graben, und durch
eine

eine Verschanzung, so mächtig gedeckt, daß sie nirgends anders, als auf der linken Seite, einen Angriff gestattete. Vor der Fronte derselben breiteten sich viele Gebüsch aus. Durch diese rückten die Deutschen an. Ferdinand ließ sie in drey von einander getrennte Abtheilungen marschieren. Während daß zwey derselben, an deren Spitze sich Oberg und Spörken befanden, die Mitte und den rechten Flügel des französischen Heeres bedroheten, führte die dritte Abtheilung, unter Ferdinands eignen Befehl, den Hauptangriff auf den linken Flügel aus. Wie leicht hätte Clermont, wenn er nur einige Besonnenheit und Thätigkeit besaß, das Anrücken der Deutschen über den unterbrochnen Boden verhindern können! Wie sehr ließ er sich von Mortaigne täuschen, wenn er seine linke Flanke gegen jeden Angriff gesichert glaubte, wenn er sogar einen zur Sicherheit desselben unentbehrlichen Posten bey dem Dorfe Anradt entblößte, wenn er den Grafen St. Germain nicht unterstützte. Die Franzosen verlohren 7 bis 8000 Mann von ihren besten Leuten. Der Sieger Ferdinand hatte nicht mehr als 1500 Todte und Verwundete.

wundete. Die französischen Magazine zu Neuf, Noermonde, und andern Orten, wurden eine Beute der Deutschen, denen sich auch Düsseldorf, nach einer kurzen Belagerung, ergab.

Der französische Kriegsminister Belleisle, der über den Grafen Clermont äußerst unwillig war, benutzte Ludwigs XV erste Eindrücke der Empfindlichkeit über die Niederlage seiner Hauptarmee, so wie den edlen Entschluß des Dauphins, sich selbst der Verteidigung des Vaterlandes zu widmen, den unächtigen Oberbefehlshaber zu entfernen. An seine Stelle trat der Generallieutenant, Marquis von Contades, der, als einer der besten Jüglinge des Marschalls von Sachsen, und als ein verdienstvoller Officier bekannt, seit 24 Jahren an allen Feldzügen seiner Nation Theil genommen, und zur Erwerbung militärischer Einsichten und Erfahrungen Gelegenheit genug gehabt hatte. Von Belleisle, den die Armee hochschätzte, auszuersuchen, sollte er, wie man hoffte, die großen Fehler seiner Vorgänger wieder gut machen, sollte er die Ehre der Nation retten,

ten,

ten, sollte er in dem französischen, einer schnellen Begeisterung so fähigen Soldaten das Selbstvertrauen wieder herstellen. Velleisle both alle Staatskräfte auf, um seinen, trotz der Hofränke, zum Obergeneral erhobenen Günstling in den Stand einer glänzenden Wirksamkeit zu versetzen, und seine Armee bis auf 80,000 Köpfe zu vermehren.

Contades rückte um die Mitte des Julius wieder vorwärts, um den Herzog Ferdinand, dem er an Truppenzahl weit überlegen war, von der Maas, und seinen Eroberungen abzuschneiden. Er zog sich von Eöln an die Erst, die bey Neuß in den Rhein fällt. Ferdinand gieng ihm über die Erst entgegen. Allein Contades, der Dauns Rolle nachspielte, und daher jeder Gelegenheit zu einer Schlacht sorgfältig auswich, nahm eine so feste, jedem Angriffe trozende Stellung, daß sich Ferdinand wieder bis Neuß zurückziehen mußte. Sein Rückzug geschah in solcher Ordnung, daß Armentieres, der ihn stören wollte, mit großem Verlust zurückweichen mußte. Ferdinand zog sich nun über Noermonde ganz ruhig an die Maas zurück.

Velleis

Belletsle wünschte den Herzog Ferdinand
 in die Nothwendigkeit zu versetzen, über
 den Rhein zurückzugehen. Soubise, der
 anfangs nach Böhmen gehen sollte, um die
 Unternehmungen der östreichischen und der
 Reichsarmee zu unterstützen, bekam daher
 den Befehl, wieder in Hessen einzudringen.
 Zu seinen 24,000 Franzosen waren noch
 6,800 Württemberger gestoßen. Sein Vor-
 trab von 9000 Mann hatte den Duc de
 Broglie zum Oberbefehlshaber. Der Prinz
 von Isenburg, der Hessen vertheidigen sollte,
 hatte, ausser einiger Cavallerie, und zwey
 Jägercorps, nicht mehr als sechs Batallione,
 unter welchen zwey aus Landmiliz bestanden.
 Dennoch wagte er es, von Marburg aus,
 durch Kassel zu ziehen, und auf den Höhen
 bey Sangerhausen den Franzosen sich entge-
 genzustellen. Als jedoch Broglie durch Kassel
 anrückte, nahm Isenburg bey Sanders-
 hausen eine Stellung, wo er sicher seyn
 konnte. Allein, durch stolzes Selbstver-
 trauen verleitet, machte er, (23. Jul.) um
 den Franzosen die linke Flanke abzugewin-
 nen, eine unvorsichtige Bewegung, die der
 geschickte Broglie so gut benutzte, daß sich
 Isen

Zfenburg, mit dem Verlust von 1000 Mann, und allem seinen Geschütze (16 Kanonen), nach Münden zurückziehen mußte. Dreyhundert brave Hessen scheuten die französische Kriegsgefangenschaft so sehr, daß sie ihr den Tod in der Fulda vorzogen. Broglio gieng nach Kassel zurück, wo nun auch Soubise anlangte.

Soubise behandelte das hessische Land eben so unbarmherzig, als Richelieu. Man spottete der Capitulation, durch welche die Landstände der Unterthanen hartes Schicksal zu mildern wünschten. Velleisle geböth Strenge, und der Intendant Foulon, der Aufseher über die Lebensbedürfnisse der Armee, verfuhr mit unmenschlicher Grausamkeit. Ferdinand mußte nun entweder den Contades dergestalt schlagen, daß Soubise auch zurückgedrängt wurde, oder er mußte sich wieder auf das rechte Rheinufer begeben. Das erste war bey den sichern Stellungen, die Contades wählte, äußerst schwer und gefährlich. Dem Uebergang über den Rhein setzte die damahlige Ueberschwemmung große Hindernisse entgegen. Nur durch seine
Wach:

Wachsamkeit, und Imhofs Tapferkeit, entging Ferdinand der Gefahr des schlauen Plans, durch dessen Ausführung ihn Contades zwischen dem Rhein, der Maas, und dem holländischen Gebiete, aller Lebensmittel berauben wollte. Die deutsche Armee setzte, ohne alle Hindernisse, bey Emmertich, (9. 10. Aug.) auf das rechte Rheinufer über. Contades, der sich bey dieser Gelegenheit nicht thätig bewiesen hatte, folgte ihm bis Düsseldorf nach.

Ferdinands Armee wurde jetzt durch 18,000 Mann englische Truppen verstärkt. Die begeisterungsvolle Vorliebe, die die englische Nation für den Heldenkönig Friedrich empfand, bestimmte das Parlament, an dem Kriege gegen Frankreich nicht allein durch Geldbeyträge, sondern auch durch Mannschaft, Theil zu nehmen. Diese Mannschaft schloß sich (21. Aug.) bey Coesfeld im Münstersehen an das Heer der Vereinigten an. Ferdinand mußte sich erst mit den Eigenschaften, und der Fehart dieser Truppen bekannt machen; er mußte erst den Charakter ihrer Feldherren studieren, ehe er auf
eine

eine von der Vertheidigung abgehende Unternehmung denken konnte. Den besten Theil des englischen Hülfscorps machte unstreitig die mit vortreflichen Pferden versehene Cavallerie, und das schottische Kriegsvolk, aus. Doch auch jetzt zählte Ferdinand nicht über 50,000 Streiter, während daß ihm Contades und Soubise mehr als noch einmahl so viel entgegenstellen konnten.

Contades wollte sich, weil er allein gegen Ferdinand sich nicht stark genug glaubte, mit Soubise vereinigen. Er rückte daher aus der Gegend von Wesel bis nach Necklinghausen, an der Lippe, vor, wo er den Marschallstab empfing. Soubise, der sich indessen, bey Kassel gelagert, bloß mit Streifereyen ins Hannöversche beschäftigt hatte, zog durch das Paderbornische gegen Lippstadt heran. Die Lippe trennte das französische und das vereinigte Heer. Jenes wurde damahls durch eine Abtheilung von 8 bis 10,000 Mann Sachsen verstärkt. Diese, die 12 Regimenter Infanterie ausmachten, bestanden aus lauter Leuten, die dem preussischen Kriegsdienste entlaufen, und in

Uns

Ungern gesammelt worden waren. Der Prinz Xaver, ein Sohn Augusts III, gab, unter dem Nahmen eines Grafen von der Lausitz, ihren Oberbefehlshaber ab, und Frankreich bezahlte ihnen den Sold. Sie hatten an den wenigen Siegen, welche die Franzosen erfochten, einen entscheidenden Antheil, und diese waren dennoch undankbar genug, ihnen alle unglücklichen Ereignisse, die ihre Generale verschuldet hatten, zuzuschreiben.

Soubise kam nicht weiter, als bis Warburg im Paderbornischen, an der Diemel. Als sich Oberg ihm hier entgegenstellte, gab er den Plan, sich mit Contades zu vereinigen, sogleich auf, und schwenkte sich (11. Sept.) schnell bis nach Nordheim zwischen Göttingen und Hannover. Er erreichte das durch mehrere Absichten. Erst wich er einem Treffen aus; sodann entzog er sich der Vereinigung mit Contades, die gar nicht zu seinen Wünschen gehörte, und endlich bedrohte er Hannover. Oberg erhielt hierauf von Ferdinand den Befehl, Kassel, wo die Franzosen die vornehmste Niederlage ihrer

Ver

Bedürfnisse hatten, zu überumpeln. Es gelang ihm auch, den Prinzen Soubise, durch einen nach der Weser unternommenen Marsch, von der Aufmerksamkeit auf seinen Plan abzulenken. Allein er betrieb die Ausführung desselben mit so wenig Thätigkeit, daß Soubise (28. Sept.) Zeit gewann, zwischen Kassel und dem Weizenstein eine feste Stellung zu nehmen. Soubise kam nun nicht nach Hannover, aber Oberg auch nicht nach Kassel.

Oberg stand zwischen dem Habichts- und Meinhardtswalde bey Kassel so sicher, daß er sich vor keinem Angriffe zu fürchten brauchte. Allein von dem unüberlegten Wunsche, dem Prinzen ein Treffen zu liefern, verleitet, gieng er über die Fulda, um denselben zur Veränderung seiner Stellung zu bewegen. Er kam nun auf eben den Boden, der für den Prinzen von Isenburg so nachtheilig gewesen war. Soubise näherte sich ihm jedoch nicht eher, als bis ihn Contades durch 20,000 Mann, unter welchen sich die Sachsen befanden, verstärkt hatte. Oberg stand jetzt so, daß er auf dem

linken

linken Flügel, und im Rücken, umgangen werden konnte. Diese Stellung benutzten die französischen Generale zu ihrem Vortheile. Während daß Chevert gerade gegen Oberg anrückte, näherte sich ihm Broglio von der Seite. Oberg, der jetzt (10. Oct.) die Verbindung mit Münden zu verlieren befürchtete, zog sich in verschiedenen Colonnen zurück; Broglio verwickelte jedoch Obergs Nachzug in ein so hitziges Gefecht, daß er für nöthig fand, auf der Höhe bey Lutterberg sich aufzustellen. Hier wurde er aber durch die überlegene Macht der Franzosen so geschlagen, daß ihn nur die Nacht vom Untergange rettete.

Soubise war jetzt durch nichts gehindert, in das hannöversische Gebüth weiter einzudringen; auch bot sich ihm die Gelegenheit zur Vereinigung mit Contades dar. Ferdinand gieng daher, um beyde Absichten zu vereiteln, sogleich über die Lippe. Contades hatte, ausser Wesel, keinen festen Ort, der seinen Winterquartieren disseits des Rheins eine hinlängliche Sicherheit gewährte. Er wünschte sich daher der Städte

Galletti Weltg. 16r Th. V h Müns

Münster und Warendorf, wo sich die wichtigsten Vorräthe der Allirten befanden, zu bemächtigen. Auf die Erfüllung seines Wunsches konnte er um so eher rechnen, je weniger jene Vorräthe durch 2000 Mann unter dem Grafen Kielmannsegge hinlänglich gedeckt waren. Allein Armentieres führte (21. Oct.) den wohlausgedachten Plan mit weniger Geschicklichkeit aus. Kielmannsegge war zu wachsam, und Ferdinand hatte Zeit, ihm näher zu rücken. Contades, der nun auch diesen Anschlag vereitelt sah, konnte, da um die Mitte des Novembers, die für Unternehmungen günstige Jahreszeit, ohnedieß verstrichen war, weiter nichts thun, als seine Winterquartiere in die zwischen dem Rhein und der Maas liegende Gegend zu verlegen. Soubise zog sich aus Hessen wieder nach Hanau zurück. Ferdinand vertheilte seine Armee in die westphälischen Bisthümer Münster, Paderborn, Osnabrück, und den südlichen Theil des Erzstiftes Köln. Er hatte sich das große Verdienst erworben, das hannoversche Land gegen einen mehr als noch einmahl so starken Feind zu schützen. So sehr man aber seine dabey bewiesenen

wiesenen Generaltalente schätzen muß, so darf man doch auch nicht vergessen, daß seine Absicht durch die unter den französischen Obergeneralen obwaltende Eifersucht gar sehr befördert wurde. Von dem, was Ferdinand that, hatte aber Friedrich den wichtigen Vortheil, daß, während er mit Oestreichern, Reichstruppen, Russen und Schweden kämpfte, die französische Macht immer von ihm entfernt blieb.

Sechster Abschnitt.

Friedrich unternimmt die Belagerung von Olmütz; der Verlust seiner Vorräthe nöthigt ihn aber zum Abzuge. Die Russen dringen in Pommern bis Küstrin vor. Große Schlacht bey Zorndorf. Ueberfall bey Hochkirch. Schmiettaw brennt die dresdenschen Vorstädte ab. Unbedeutender Feldzug der Schweden.

Friedrich mußte die Zeit, die zwischen den einzelnen Zurüstungen seiner Feinde verfloß, dazu benutzen, sie nach der Reihe zu bekämpfen. Er mußte daher den Feldzug noch während der rauhen Jahreszeit eröffnen. Seine Armee, die zu Anfang des Jahres 1758 aus 136 Bataillonen und 218 Schwadronen bestand, sollte, während die Russen in

in Preussen zu neuen Unternehmungen sich rüsteten, zuerst gegen die Oestreicher anrückten. Diese zogen in Mähren ein großes Heer zusammen, welches in die zwischen der Klupa im nordöstlichen Böhmen und dem Riesengebirge liegende Gegend rückte, und also gegen Schlessien gerichtet war. Die Oestreicher hatten hier an der Festung Schweidnitz einen festen Punkt ihrer Unternehmungen. Dieser mußte ihnen entrißfen werden. Schon im März, wo in den Gebirgen noch strenger Winter herrschte, erschien Friedrich mit 33,000 Mann in der Gegend von Hirschberg. Eine aus noch nicht 10,000 Mann bestehende Abtheilung derselben schloß (im April) Schweidnitz ein, das, des fort dauernden rauhen Winters wegen, von dem preussischen Artilleriefeuer nicht eher, als nach acht Tagen, heimgesucht werden konnte. Dieses Feuer war wegen der nicht sehr beträchtlichen Zahl von Kanonen, und wegen des noch unbeträchtlichen Vorrathes von Munition, nicht sehr wirksam. Eben so wenig reichte aber die Mannschaft zu dem beschwerlichen Belagerungsdienste hin. Sie wurde aber auch schlecht verpflegt. Der Ingenieur,
 oberke

oberste von Balby bath daher den König in einem Schreiben sehr dringend, den Soldaten Bier und Fleisch geben zu lassen. Die Preussen eroberten, als sie ihre Kräfte hergestelt hatten, das Fort mit Sturm, und der Commandant der Stadt unterwarf (16. April) die aus 5200 Mann bestehende Besatzung der Kriegsgefangenschaft.

Jetzt beschloß Friedrich die Ausführung eines kühnen Plans. Er wollte sich durch die Eroberung der mährischen Festung Olmütz den Weg nach Oestreich bahnen, oder von der Unerforschlichkeit seines Geistes einen glänzenden Beweis ablegen. Der österreichischen Armee unter Daun, die bey Scantzitz, nicht weit von der nordöstlichen Grenze Böhmens, an dem Scheidungspunkte aller Wege nach Schlesien, stand, zuvorkommen, war jedoch sehr schwer, denn während daß diese nur 16 Meilen von Olmütz entfernt war, muß der Weg, den die Preussen bis dahin zurücklegen mußten, 30 Meilen. Daun mußte also in Rücksicht des Plans, den sich Friedrich vorgesetzt hatte, getäuscht werden. Die Wege, die von Meiß nach
Glatz

Glaß führten, wurden ausgebessert. Der auf einige tausend Wagen geladene Mehl- und Futtermorrath sollte nach Glaß bestimmt seyn. Friedrich selbst untersuchte mit geheimnißvoller Aufmerksamkeit die böhmische Gränze. Daun hielt alle diese Anstalten für eine Kriegsgelst, ihn aus seiner vortheilhaften Stellung nach Böhmen zu locken. Er wendete daher alle Sorgfalt an, die böhmische Gränze durch kluggewählte und verschanzte Posten zu vertheidigen. Indessen rückte Friedrich über Neustadt, Jägerndorf, und Troppau, nach Mähren. Daun, der darsüber eben so viel Verdruß als Erstaunen empfand, zog sich hierauf (1. May) nach der an der Gränze von Mähren liegenden Stadt Leitomischel, wo sich eine Niederlage von allerley Bedürfnissen befand. Friedrich schrieb damahls an den Marquis d'Argens: „wir gehen hier auf große Abenteuer aus; ich habe Daun aus Böhmen nach Mähren traben lassen.“

Die preussische Armee, die in Mähren einrückte, zählte 38,000 Mann. Fouquet brachte, ohne beunruhigt zu werden, einen
langen

langen Zug von Geschütz, imgleichen Kriegs- und Lebensbedürfnissen, glücklich herbey. Jetzt fühlte Daun die Nothwendigkeit, näher zu rücken. Auch näherte er sich der Stadt Olmütz so weit, daß er die Besatzung derselben verstärken konnte. „Da sind ja,“ sagte Friedrich, „die Oestreicher; sie lernen marschieren!“ Olmütz liegt zwischen der Morawa und der Powalka. Die von der Gränze der Graffschaft Glas kommende Morawa ist mit Schleusen versehen, um einen Theil der Gegend unter Wasser zu setzen. Die Festungswerke sind vorzüglich. Sie wurden danihls, unter dem Befehle des Generals Marschall, der dem in ihn gesetzten Vertrauen völlig entsprach, von 8000 Mann vertheidigt, die mit allen Bedürfnissen reichlich versehen waren. Die Preussen, die diese Festung belagerten, waren von der weit überlegenen Zahl der Oestreicher in den engen Raum von drey Meilen zusammengedrängt, und in der Gefahr, aller Lebensmittel beraubt zu werden. Sie standen überdies in einzeln Abtheilungen, und Daun konnte, bey mehr Entschlossenheit, sie in eine große Noth versetzen.

Die

Die Aufsicht über die Belagerung führte der Feldmarschall Keith. Dieser edle Mann, ein geböhrender Schottländer, dem man eben so wenig militärische Kenntnisse als Soldatenmuth, absprechen kann, war, kurz vor dem damaligen Kriege, aus russischen in preussische Kriegsdienste übergegangen. Von Mühen nicht gebildet, hatte er, als Ausländer, nicht das Glück, das Vertrauen seiner Vorgesetzten sich ganz zu erwerben. Nur ihm hatten noch zwey andre Ausländer, Fouquet und Salby, an der Belagerung von Olmütz großen Antheil. Heinrich August Fouquet, der Abkömmling einer aus der Normandie ausgewanderten adlichen Familie (geb. 1698 in Haag) war bey dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau Page, und sollte, als dieser Fürst vor Stralsund zog, bey seiner Gemahlin zurück bleiben; er gieng aber heimlich nach Halle, um sich unter dem Regimente dieses Fürsten anwerben zu lassen. Er diente vom Gemeinen an, hatte aber schon nach 16 Jahren (1729) eine Compagnie, und wurde von dem alten Fürsten selbst zu einem geschickten Officier gebildet. Der Kronprinz Friedrich fand an seinem Umgange so viel

Vorz

Vergnügen, daß er ihn dem Cirkel seiner auserlesenen Freunde zugesellte. Er war daher kaum zur Regierung gekommen, als er den erst kürzlich (1739) in dänische Dienste getretenen Fouquet zum Obersten und Commandeur eines neuen Infanterieregiments erhob. Fouquet war hierauf lange Befehlshaber der Festung Glas. Bey Prag wurde er als Generalleutenant gefährlich verwundet. Es fehlte ihm eben so wenig an Geisteskräften, als an persönlicher Tapferkeit; aber in seiner Taktik war er zu pedantisch, zu fest auf seiner einmahl gefaßten Meynung beharrend. Auch Valby, der zwar die Eroberung von Schweidnitz bewirken half, und sehr viele theoretische Kenntnisse eines Ingenieurs besaß, blieb den alten Grundsätzen und Gebräuchen so steifsinzig treu, daß er sich selten von Friedrich selbst von denselben ablenken ließ. Unter diesen Umständen gieng die Belagerung von Otmütz den gewöhnlichen Gang.

Dann blieb indessen immer unbeweglich. Er rechnete darauf, daß der Mangel die Preussen hindern würde, die Belagerung bis zur

zur glücklichsten Vollendung fortzusetzen, und er rechnete sehr richtig. Die bey der Belagerungsarmee befindlichen Vorräthe waren bald nicht mehr hinreichend. Aus Schlessien sollte ein Zug von 3 bis 4000 Wagen mit Kriegs-, und Lebensbedürfnissen, über Trospau herbeykommen. Die Bedeckung desselben trug Friedrich dem Obersten Mosel, einem sehr erfahrenen Officier, auf. Er hatte 900 Mann unter seinem Befehle. Der Marsch war, wegen des erstaunlich großen Zuges, eben so beschwerlich, als langsam. Die Wege waren sehr verdorben. Daun hatte Truppen genug, um alle Landstraßen und Gegenden, durch welche der Zug gehen mußte, zu besetzen. Die Aufsicht über dieses Geschäft übergab er dem General Laudon.

Gideon Ernst, Freyherr von Laudon, dessen Familie aus der Normandie abstammte, wurde (1716) in Livland gebohren. Vom 16ten Jahre an diente er unter der russischen Armee, und er wohnte vornehmlich Münnichs glänzenden Feldzügen bey. Er wünschte hierauf (1740) bey dem preuss

preussischen Heere angestellt zu werden.
 „Das Gesicht dieses Mannes“, sagte Fried-
 rich, „ist mir unangenehm.“ Vielleicht sagte
 ihm sein inneres Gefühl, daß ihm dieser
 Mann noch vielen Verdruß zubereiten würde.
 Laudon gieng nun gerade nach Wien. Ma-
 rie Theresie machte ihn zum Hauptmann bey
 dem Pandurencorps des bekannten Trent.
 Laudon zeichnete sich im östreichischen Erb-
 folgekriege bey manchen Gelegenheiten aus.
 Dennoch traf ihn, so wie viele andre ver-
 dienstvolle Officiere, das traurige Schicksal,
 nach dem Frieden (1748) keinen Abschied zu
 bekommen. Seine Umstände waren nun
 ziemlich dürftig. Nur die Unterstützung
 eines wiener Bürgers, und das kleine Ver-
 mögen seiner Frau, erhielten ihn noch auf-
 recht. Indessen hatte er Muße genug, die
 Feldzüge berühmter Helden zu studieren, und
 auf den Landkarten, mit welchen er die
 Wände seines Zimmers behieng, Entwürfe
 zu kriegerischen Unternehmungen zu machen.
 Wie angenehm war ihm daher die Gelegen-
 heit, die ihm der jetztige Krieg zu einer
 neuen Thätigkeit darboth! Er commandirte
 zuerst 500 Croaten, und jetzt stand er als
 Ges

Generalmajor, schon an der Spitze einer ansehnlichen Truppenabtheilung, welche den König Friedrich eines ihm unentbehrlichen Vorrathes berauben sollte.

Während daß die Fuhrwerke in den Hohlwegen oft stecken blieben, und daß ein Drittel derselben sich gar verspätete, hatte Laudon Zeit, alle Anhöhen, von welchen sich die Wege beschließen ließen, zu besetzen. Zwar schlugen die Preussen Laudons Angriff (29. Jun.) zurück; aber während des Gefechtes gerieth der Zug, der von den Soldaten, die man den Oestreichern entgegenstellen mußte, nicht genug bewacht wurde, in die schrecklichste Verwirrung. Die Bayern, welche vorgespant hatten, liefen bey den ersten Kanonenschüssen davon. Viele von ihnen nahmen auch die Pferde mit. Mancher Wagen wurde von den Husaren und Croaten geplündert. Es war von denselben nicht mehr die Hälfte übrig. Zietzen, der sich (29. Jun.) mit Mosel vereinigte, brachte sie mit großer Mühe wieder herbey. Indessen hatten die Oestreicher Zeit, 27,000 Mann auserlesene Leute, bey Darmstädtel im ostmährer Kreise,

Kreise,

Kreife, in dem Gebüſche ſo gut zu verſtecken, daß ſie die Preußen gar nicht gewahr wurden. Ihre Anführer waren Laudon, Janus, Ziſkowitz. Von dieſer Nacht wurden nun (am 30ten) die wenigen Preußen, aller Entſchloſſenheit Zierhens, aller Tapferkeit der Leute ungeachtet, überwältigt, und doch machten die Oeſtreicher nur 65 Gefangne. Von den Wagen blieben aber nicht mehr als 250, und darunter 37 Geldwagen, übrig.

Dann rückte jezt über die Morawa, bis auf die Höhe von Großteints, eine Stunde von Olmütz. Doch Friedrich ward weniger durch ſeine Annäherung, als durch den Verlust ſeiner Vorräthe, zum Abzuge genöthigt. Während daß man den Schein der Belagerung fortſetzte, wurde in der Nacht das Geſchüz von den Batterien abgeführt, und alles geſchah mit ſolcher Ordnung, Vorſicht und Entſchloſſenheit, daß die Oeſtreicher keinen Angriff wagten. Marſchall ſagte zu den Croaten, welche die abziehenden Preußen beunruhigen wollten: „laßt ſie in Frieden ziehen; ſie haben ſchon Unglück genug gehabt!“ Friedrich hatte wirklich auch einen beträchts

beträchtlichen Menschenverlust gehabt. Daun sollte wegen seines Marsches irre geführt werden. Ein Feldjäger, der zum Schein an den Commandanten zu Meisse geschickt wurde, um demselben den Zug über Tropau anzukündigen, mußte sich fangen lassen. Daun hatte den Weg nach Böhmen nicht genug besetzt. Dieß benutzte Friedrich (3. Jul.) so gut, daß er über Zwittau, in olmüzer Kreise, nach Leitomischel kam, ohne von 4000 Wagen einen einzigen zu verlieren. Zu Leitomischel und Königgrätz fanden die Preussen östreichische Vorräthe, die sie zu ihrer Verpflegung sehr gut brauchen konnten.

Aus Böhmen wendete sich Friedrich nach Schlessien. Von vier Hauptstraßen, die nach diesem Lande führten, wählte er gerade die unbequemste, die, bey Politz und Friedland im Königgräzer Kreise, über hohe Gebirge, und enge Wege, geht. Die östreichischen leichteren Truppen, die, im Einverständnisse mit den Bergbewohnern, umher schwärmten, konnten der preussischen Armee sehr gefährlich werden. Dennoch kam sie ohne Verlust
nach

nach Schlesien. So vortreflich hatte Friedrich seine Einrichtungen gemacht, und so pünktlich wurden sie befolgt. Daun, der froh war, von dem furchtbaren Gegner sich befreyt zu sehen, blieb bey Arnau, einer Stadt im Königgräzer Kreise, unbeweglich stehen, und Friedrich, der Königgrätz selbst besetzt hatte, trotzte drey Wochen lang allen Unternehmungen Dauns, ihn aus Böhmen zu entfernen.

Der vorsichtige Daun erwartete, daß der Einfall der Russen und Schweden in das Land des Königs, ihn endlich doch nöthigen würden, das Gebieth seiner Monarchin zu verlassen, und daß er alsdenn von zwey Seiten in Gefahr gerathen würde. Die Schweden waren zwar noch immer kein furchtbarer Feind. Der Feldmarschall von Ungern Sternberg schrieb an Richelieu: „seine Regierung habe ihm die Contributionen, die er aus den preussischen Ländern holen würde, zur Unterhaltung seiner Armee angewiesen.“ Da diese nun nicht zureichten, den Soldaten ihren Sold auszuzahlen, so verließen viele mißvergünstigt ihre Fahnen.

Daun

Aber

Aber auch die Obergenerale waren mißvergnügt, oder man war mit ihnen unzufrieden. Ungern; Sternberg wurde (1757 Dec.) von dem alten Reichsrathe Graf Rosen abgelöst, der, nach wenig Monathen, unter dem Vorwande des hohen Alters, und der Kränklichkeit um seine Entlassung bath. An seine Stelle kam der Generallieutenant Hamilton. Unter solchen Umständen konnte sich die schwedische Armee nicht sehr thätig beweisen. Sie wurde vielmehr von dem kleinen Heere des Feldmarschalls Lehwald, in Stralsund, und auf der Insel Rügen, eingeschlossen. Die Schweden mußten wegen des Frostes, der während des Winters das Wasser in Eis verwandelte, das Gewehr beständig in der Hand haben, und die gefrorne See immer wieder aufeisen. Die Schweden sollten sich mit den Franzosen vereintgen; diese waren jedoch zu weit entfernt, als daß es jene hätten wagen sollen, sich zu ihnen durchzuschlagen. Auch Lehwald wurde durch Alter und Kränklichkeit bewogen, seine Oberbefehlshabersstelle über die preussische Armee in Pommern niederzulegen. Sein Nachfolger war der Generallieutenant Graf von Galletti Weltg. 16r Th. Cc Dohz

Dohna. Für dessen Aufmerksamkeit war jetzt das anrückende russische Heer der vornehmste Gegenstand.

Daß dieses Heer sich in Bewegung setzte, war hauptsächlich eine Folge von dem Einflusse der Ritterin d'Con. Charlotte Genevieve d'Con, de Beaumont, geb. 1728 in Bourgogne, von einem alten, adlichen Geschlechte, wurde schon als ein kleines Mädchen in Knabentleider gehüllt, um die Erbschaft eines reichen Onkels bekommen zu können. Ihr männlicher Geist und ihre männliche Erziehung (sie lernte unter andern auch Reiten und Fechten) bewirkte, daß man sie meistens für eine Mannsperson hielt. Sie erwarb sich auch eine so große Bekanntheit mit den Wissenschaften, und besonders mit der Rechtskunde, daß sie Doctor beyder Rechte, daß sie Parlamentsadvocat werden konnte. Zugleich gab sie verschiedene lateinisch geschriebene Schriften heraus. Der Prinz von Conti brachte sie (1755) an den Hof. Hier erwarb sie sich ein so großes Vertrauen, daß man sie für fähig hielt, die russische Kaiserin Elisabeth für Frankreichs Plane

Plane stimmen zu helfen. Sie erschien das selbst erst als Vorleserin der Kaiserin. Als sie hier schon merklich gewirkt hatte, schickte man sie (1756) als Mitglied einer aufferordentlichen Gesandtschaft an den Hof zu St. Petersburg. Auf der Rückreise (1757. May) gieng sie über Wien, um dem dasigen Hofe den Plan der russischen Feldzüge vorzulegen. Broglto gab ihr einen Bericht an den französischen Hof, der sich auf die östreichische Niederlage bey Prag bezog. Bey dem Kloster Mölk in Niederösterreich fiel ihr Wagen um, und sie brach ein Bein in der Nähe des Knöchels. Dadurch ließ sie sich aber nicht abhalten, ihre Reise mit Extrapost fortzusetzen, und sie reiste so schnell, daß sie 36 Stunden früher, als Broglto's Courier, zu Versailles anlangte. Ludwig XV übergab ihre Cur einem seiner Wundärzte, und ernannte sie zum Dragonerlieutenant, und zum Gesandtschaftssecretär zu St. Petersburg. Es war nun das drittemahl, daß (1758) die Ritterin d'Eon sich nach der Hauptstadt des nordischen Kaiserthums begab. Sie entdeckte hier der Elisabeth den Plan, den Bestuschew bey dem Rückzuge der Armee

des Feldmarschalls Apraxin gehabt hatte, und brachte ihr gegen denselben einen solchen Argwohn bey, daß er seinen Abschied erhielt. Seine Stelle wurde dem Grafen Woronzow, einem Anhänger Oestreichs, zu Theil. Da nun d'En, im Nahmen des französischen Hofes, die fernere Bezahlung von Subsidien versprach, so machte man um so ernstlichere Anstalten, das um 50,000 Köpfe verminderte Heer, das gegen den König von Preussen ziehen sollte, wieder zu ergänzen. Dieses Heer war nun seit dem Februar dieses Jahres (1758) unter dem Befehle des Feldmarschalls Fermor, wieder in Preussen eingerückt, und hatte auch die Städte Elbingen und Thorn, als Waffenplätze, besetzt. Die Stadt Danzig lehnte den Antrag, eine russische Besatzung einzunehmen, standhaft ab, und man wollte gegen dieselbe keine Gewalt brauchen, um Polen nicht zu reizen. Danzig schien aber ein für die russischen Unternehmungen gegen Pommern und Brandenburg sehr wichtiger Punkt. Während der Unterhandlungen, die deswegen gepflogen wurden, verstrichen nun drey Monathe, ehe die Russen über die Weichsel giengen. Jetzt wars

wartete aber Fermor, ehe er weiter vorrückte, auf den Anzug einer zweyten Armee von 20,000 Mann. Mit 80,000 Streitern, denen 30,000 Schlitten mit Lebensmitteln folgten, drang hierauf (im May) Fermor in Hinterpommern ein. Dohna mußte, der überlegenen Macht weichend, sich von Stralsund wegziehen. Er hatte, selbst nach einer erhaltenen Verstärkung, nicht mehr als 25 Bataillone, und 40 Schwadronen. Vor den Russen gieng der Schrecken her. Ihre leichtesten Truppen, Kosaken und Kalmücken, versuhren mit Friedrichs Unterthanen auf die unbarmerzigste Weise. Wie unglücklich ist das Land, wo Schaaren von so rohen Kriegern hinkommen! Fermor, der schon durch die Besetzung von Posen, die Warte in seine Gewalt bekommen hatte, zog jetzt (im Jul.) durch Landsberg in der Neumark bis Kamin, eine Meile von der Festung Küstrin, am Zusammenflusse der Oder und Warte, in den Sümpfen des Wartebruches. Die russische Armee hatte weder Belagerungsgeschütz, noch Munition. Fermor machte daher (10. Aug.) einen Versuch, die Standhaftigkeit der Commandanten, des Obers

Obersten Schack von Wuttenow, durch Brandgranaten, und glühende Kugeln, zu erschüttern. Die dadurch erzeugte Feuerbrunst machte die Einwohner so bestürzt, daß sie, ohne zum Löschen Anstalten zu machen, nackt davon liefen. Bald stand die ganze Stadt in Flammen, und der unbarmherzige Fermor wollte dennoch nicht aufhören, von seinen schrecklichen Werkzeugen Gebrauch zu machen. Die Gluth erreichte hierauf eine solche Hestigkeit, daß die Kanonen in den Zeughäusern schmolzen, daß die Patronen und Bomben sich entzündeten. Viele von den unglücklichen Einwohnern kamen im Feuer um, andre wurden von den einstürzenden Häusern getödtet, oder erstickten in den Kellern, die sie sich zu ihrer Zuflucht wählten. Dohna setzte sich, durch eine über die Oder geschlagene Schiffbrücke, in den Stand, die Besatzung der Festung immer abzulösen. Um so eher konnte sie ihre Standhaftigkeit so lange fortsetzen, bis Friedrich selbst herbeyeilte, um sein Land von den schrecklichen Barbaren zu befreyen, um seine Unterthanen an denselben zu rächen.

Friedrich nahm von seiner Armee, die er unter dem Befehle des Markgrafen Karl und Feldmarschall Keith, in Schlessien zurückließ, 14 Bataillone und 38 Schwadronen, die zusammen 14,000 Mann ausmachten. Mit diesen brach er an eben dem Tage (am 10. Aug.) auf, an welchem Küstrin so schrecklich behandelt wurde, und nach 10 Tagen (20. Aug.) stand er schon bey Frankfurth. Am folgenden Tage rückte er bis nach Küstrin, wo er sich mit Dohna vereinigte. Ehe es Fermor erwartete, setzten die Preussen (am 23ten) über die Oder. Fermor zog nun von Küstrin ab. Als Friedrich Dohna's Armee musterte, fand er dieselbe in einem stattlichen Aufzuge. „Ihre Leute“ sagte der über das Treffen bey Großjägerndorf noch ärgerliche Friedrich, zu Dohna, „haben sich aufferordentlich gepuht; meine sehen dagegen wie die Graßteufel aus, aber sie beißen!“ Die preussischen Husaren fiengen 17 Kosaken. Friedrich, der noch keine gesehen hatte, sagte zu einem Officiere: „mit solchen Leuten muß man sich herum schlagen!“

Frie:

Friedrich, der ganz von Rache glühete, wollte keinen Russen beym Leben lassen. Alle seine Anstalten giengen daher dahin, sie in die Odermoräste hineinzudrängen, und er ließ deswegen auch die Brücken abbrechen. Durch die ganze Linie der Russen erschallte (25. Aug.) „die Preussen geben kein Quartier, und wir auch nicht.“ Das Schlachtfeld war bey Zornsdorf. Gegen 50,000 Russen fochten 30,000 Preussen. Die Russen bildeten ein ungeheures Viereck, in dessen Mitte sich Cavallerie, Gepäcke und Reserve befand. Je dichter sie aber standen, um so wirksamer zeigten sich die preussischen Kanonenkugeln. Eine einzige preussische Kartätschenkugel tödtete oder verwundete 42 Russen. Die an die Packwagen angespannten Pferde wurden durch die Kanonenkugeln so scheu, daß die größte Verwirrung entstand. Als der zu hitzig vordringende linke Flügel der Preussen seine linke Flanke entblößte, benutzte Fermor diesen Umstand, seine Cavallerie eindringen zu lassen. Zugleich öffnete er aber, um die Preussen einzuschließen, sein Viereck auf allen Seiten. Aber es fehlte den Russen an Gewandtheit und Übung.

Uebung. Ihre ungeheure Linie gerteth sehr bald in eine schwankende Bewegung, und ihre Glieder stürzten sich auf einander. Dieß hatte Lücken, Gedränge, Unordnung zur Folge. Während daß Seydlitz die russische Cavallerie auseinander sprengte, drangen die Gens d'Armes und die Garde unter die Infanterie ein, die ohne Schonung niedergesauen wurde. Ihnen half hernach Seydlitz, nachdem er eine schwere Batterie erobert hatte. Die Wuth der Preussen wurde durch die unerschütterliche Standhaftigkeit der Russen vermehrt. Diese ließen sich, auseinander gedrängt, und aller Patronen beraubt, ohne von der Stelle zu weichen, in ganzen Reihen, niederstoßen. Die Mezeley war schrecklich. Nach fünf Stunden (von 8 bis 1 Uhr) war der rechte Flügel der Russen ges schlagen, aber der linke Flügel setzte die tapferste Gegenwehre noch immer fort. Seydlitz kam noch zu rechter Zeit herbey. Zuletzt focht man bloß mit Bajonetten, Säbeln, Flintenkolben, und die Preussen waren fast eben so sehr, als die Russen, in Unordnung gerathen. So dauerte dieser wüthende Kampf noch sieben Stunden, bis zur Nacht, fort.

Beyde

Beide Armeen blieben während der Dunkelheit unter dem Gewehre. Die Russen sammelten sich doch ziemlich wieder; auch zogen sie sich wenig zurück. Es fehlte ihnen aber weniger an gutem Willen, als an den Mitteln und den Kräften, den Kampf zu erneuern.

Die Schlacht bey Zorndorf war die blutigste im ganzen siebenjährigen Kriege. Die Russen hatten 19,000 Tode und Verwundete, die Preussen 11,000; beyde Theile also 30,000. Von den Russen waren nicht mehr als 3000 gefangen, und von den Preussen 1470. Wenn die Preussen 103 Kanonen erobert hatten, so waren dagegen 26 von ihren Kanonen in die Gewalt der Russen gerathen. Fermor glaubte sich daher auch berechtigt, auf den Sieg Anspruch zu machen, und zu Wien wurde ein feyerlicher Lobgesang angestimmt. Die Preussen verfolgten indessen die Russen bis Landsberg. Friedrich wußte es sehr wohl, daß eigentlich Seydlitz derjenige war, der den Sieg bewirkt hatte. „Auch diesen Sieg“, sagte er, ihn umarmend, „habe ich ihnen zu danken!“

ten!“ „Ew. Majestät Cavallerie“, antwortete der bescheidene General, „hat den Sieg erfochten, und der größten Belohnung sich würdig gemacht.“ „Die Russen“, setzte Friedrich hinzu, „sind leichter zu tödten, als zu besiegen!“ Auch hatten sie der außerordentlichen Tapferkeit, und den geschicktesten Manövern der Preussen, lange genug getrogt.

Unter den schrecklichen Auftritten, an welchen diese Schlacht so reich war, ereigneten sich einige, die für ein empfindsames Herz anziehend sind. Ein feindlicher Soldat warf sich, von den Preussen verfolgt, zu den Füßen des Lieutenants von Hagen, und rief ihm zu: ah mon cher Monsieur! ayez pitié, sauvez moi la vie *)! Als ihm Hagen sein Erstaunen, unter diesen Barbaren einen Franzosen zu finden, zu erkennen gab, sagte er zu ihm die Worte des Geizigen im Mosliere: mais que diable alliez vous faire dans cette maudite galère **)? Indem er ihm

*) Ach lieber Herr, erbarmen sie sich meiner; retten sie mir das Leben!

**) Aber was zum Henker haben sie auf dem verwünschten Schiffe thun wollen?

ihn jedoch die Hand reicht, um ihm seinen Schutz zu verleihen, stößt ein Unterofficier den Unglücklichen mit dem Kurzgewehre todt zu seinen Füßen nieder. Hagen unterstand sich nicht, die rasche That zu ahnden, weil sie dem Befehle, das Leben der Russen nicht zu schonen, gemäß war. Dagegen erschofß der Oberste Wakentz einen Ritter von der Garde, der einen gefangenen russischen Officier, der sich in seinen Schutz begeben hatte, einen tödlichen Hieb versetzte. Dieser Ausbruch seines auf menschliches Gefühl gegründeten Unwillens trug zu der Ungnade, die Friedrich in der Folge auf ihn warf, nicht wenig bey.

Der preussische Feldzug in Mähren, noch mehr aber der russische Einfall in die Mark, bestimmte den Hof zu Wien, die Preussen aus Sachsen zu vertreiben. Die Armee, mit welcher der Prinz Heinrich in Sachsen stand, war schwach, das Herr des Markgrafen Karl in Schlessien nicht zahlreich, und Friedrich stand an der Oder. Ungeachtet die Preussen in Schlessien weit weniger zahlreich als die Oestreicher waren, hielt es Daun,
unter

unter dem Vorwande, weil Oestreich keine Festungen hätte, doch zu gefährlich, eine ernstliche Unternehmung gegen dieselben zu wagen. Daher sollte zuerst gegen Sachsen gewirkt werden. Zu der Befreyung dieses Landes bestimmte man die Reichsarmee, die an dem Herzoge von Zweybrücken einen neuen Oberbefehlshaber bekommen hatte, imgleichen die östreichische Truppenabtheilung, die bis her an der Seite der Franzosen focht. Jene, die aus 43 Bataillonen, 41 Grenadierkompagnien, 36 Compagnien Croaten, und 79 Schwadronen bestand, rückte aus Franken (1758 im May) bis nach Eger und Saaz, vor. Der Prinz Heinrich zeigte bey dieser Gelegenheit, wie viel der talentvolle Anführer eines kleinen Heeres gegen eine überlegene Macht auszurichten vermag. Menschenfreundlich, gerechtigkeitliebend, zuvorkommend — Eigenschaften, von welchen er bey diesem ersten Oberbefehle viele Beweise ablegte — den Charakter seiner Gegner genau studierend, alle ihre Blößen und Fehler trefflich benutzend, und vornehmlich im Vertheidigungskriege ein Meister, hatte er das Vertrauen seiner Officiere und Soldaten so voll;

vollkommen, daß sie seinen Anordnungen mit der größten Zuversicht folgten. „Mein Bruder Heinrich“, sagte Friedrich, „hat nie einen Fehler gemacht!“ Dieß war wohl das größte Lob, das ihm beygelegt werden konnte.

Diesem Lobe und diesem Vertrauen entsprach nun die kluge Art, mit welcher er die Reichsarmee einige Zeit hindurch, von bedeutenden Unternehmungen zurück hielt. Während daß diese in Böhmen vorrückte, ließ er in ihrem Rücken das große Magazin, das sie in Bamberg niedergelegt hatte, theils wegnehmen, theils preisgeben. Die Streifereyen der Preussen beunruhigten auch ganz Franken bis nach Eger hin. Der Herzog von Zweybrücken wartete mit seiner Unternehmung gegen Sachsen, bis Friedrich sich aus Mähren zurückgezogen hatte. Nun (im Jul.) mußte sich aber der Prinz Heinrich, dem nicht mehr als 20,000 Mann zu Gebote standen, näher an die Elbe ziehen, um Dresden und Pirna zu decken. Von Pirna bis Freyberg im Erzgebirge dehnte sich eine ganze Kette von preussischen Posten aus.

aus. Während daß nun Daun (20. Aug.) bis Görlitz rückte, drang die Reichsarmee bis in die Gegend von Pirna vor. Brücken, die über die Elbe geschlagen wurden, sicherten der Reichsarmee die Verbindung mit Dauns Heere. Der dem Königstein gegenüberliegende Sonnenstein ergab sich (am 5. Sept.) wegen der vielen sächsischen Landskinder, die sich unter der Besatzung befanden, den Reichstruppen sehr bald. Daun näherte sich der Stadt Dresden bis auf zwey Meilen. Er that es während der Zeit, daß Friedrich mit den Russen beschäftigt war. Daun hatte dem Fermor gerathen, dem schlaun Friedrich so lange auszuweichen, bis Sachsen befreyt seyn würde. Allein der Courter, der dem russischen General diesen Rath überbringen sollte, wurde von den Preussen aufgefangen. „Sie haben, (schrieb Friedrich an Daun) Ursache gehabt, den Fermor vor einem Feinde zu warnen, den sie besser als er kennen. Er hat Stand gehalten, und ist geschlagen worden.“ Heinrich, der sich in doppelter Gefahr befand, wählte setzwärts von Dresden, eine Stellung, die ihm Sicherheit gewährte; aber die Stadt
Dres;

Dresden vermochte er nicht gegen einen Angriff der Oestreicher zu sichern.

Die Hauptstadt Sachsens hatte schlechte Festungswerke, und eine geringe Zahl von Vertheidigern. Daun rechnete daher sehr viel auf einen Versuch, die Uebergabe durch Schrecken zu erzwingen. Allein der Graf von Schmettau, der Befehlshaber der Besatzung, ein eben so entschlossener als kluger Mann, drohete, die schönen Vorstädte abbrennen zu lassen. Schon wurden die Häuser derselben mit brennbaren Materialien angefüllt. Jetzt erhob sich eine allgemeine Wehklage. Alles flehete um Schonung. Die königliche Familie war wegen des Schlosses, wegen ihrer eignen Personen, in Vangigkeit. Die Landstände suchten durch Bitten und Vorstellungen den Commandanten von der Ausführung seines Entschlusses abzuhalten. Man sollte sich, antwortete Schmettau, an die feindlichen Generale wenden. Daun versicherte, daß er das Abbrennen der Vorstädte auf eine schreckliche Art rächen würde. Schmettau erklärte, seine Standhaftigkeit fortsetzend, daß er sich von Strafe

Strafe zu Strafe vertheidigen, daß er das Schloß zum letzten Castell machen, daß er es mit Pulver anfällen, und, in den Zimmern des Kurprinzen, in der Mitte der kö niglichen Familie, umringt von den Vornehmsten des Hofes und des Adels, den Ausgang abwarten würde. Darauf wollte es Daun nicht ankommen lassen.

Indessen näherte sich aber auch Friedrich. Er war (3. Sept.) acht Tage nach der Schlacht bey Zornsdorf aufgebrochen, und hatte in sieben Tagen 23 Meilen zurückgelegt. Bey Großenhayn vereinigte er sich (9. 10. Sept.) sowohl mit dem General Zietzen, als mit dem Markgrafen Karl. Dauns Plan, der vorher über die Elbe gehen wollte, war dadurch vereitelt. Daun nahm nun mit seiner Armee eine Stellung, in welcher er dem Könige die Verbindung mit Schlesien entzog. Diese Stellung, eine der sichersten in Sachsen, war bey Stolpen, östlich von Dresden, auf steilen, durch Teiche, Moräste, Wälder und Hohlwege gedeckten Anhöhen. Laudon stand bey Radeberg nordöstlich von Dresden. Eine bey Sonnens

Galletti Weltg. 16r Th. D d fein

sein geschlagene Brücke sicherte ihm die Verbindung mit der Reichsarmee. Der König hatte sein Lager bey Reichenberg. Seine Lebensbedürfnisse zog er aus Dresden. Südlich von Dresden, hinter der Müglitz, bey Maxen und Samig, befand sich der Prinz Heinrich. Auf diese Art waren, auf einem Raume von ungefähr zwey Meilen, um Dresden, vier Armeen zusammengedrängt. Hier konnten sie unmöglich lange ihre Bedürfnisse finden. Friedrich zog sich endlich (16. Sept.) nach Bautzen. Laudon wich ihm schnell aus; aber Daun blieb, wie gewöhnlich, unbeweglich stehen.

Doch die Festung Meiß wurde von dem General de Bille berennt. Diese Unternehmung zu unterstützen, rückte Daun nach einigen Wochen (5. Oct.) nach Löbau in der Oberlausitz. Friedrich schwengte sich nun (10. Oct.) nach Hochkirch, südlich von Bautzen. Unvermuthet sah er, als der Nebel gefallen war, die östreichische Armee vor ihrem Lager auf den Anhöhen jenseits des Dorfes Hochkirch. Dennoch ließ er, vor den Augen der Östreicher, die auf die Fou-

rier:

rierschützen feuerten, ein Lager aufschlagen. Friedrich hielt es zur Sicherheit desselben für nöthig, die sogenannten Steinberge zu besetzen. Der alte General von Nehow wollte diesen Auftrag nicht übernehmen, weil die Oestreicher schon zugekommen waren. Er gerieth darüber in Ungnade. Friedrichs Stellung war nun sehr gefährlich. Der rechte preussische Flügel war von dem östreichischen Lager nicht weiter, als ein Kanonenschuß, entfernt. Doch Friedrich war von seinen Feinden noch nie, am wenigsten aber von Daun, angegriffen worden. Er erwartete daher auch jetzt keinen Angriff. Indessen hatte der auf verschanzten Anhöhen stehende Daun zu einem vortheilhaften Angriffe noch nie eine so günstige Gelegenheit gehabt. Auch wurde er von Lasoy, Laudon, und andern Generalen, sehr dringend dazu aufgefordert. Die täglichen Neckereyen der Croaten konnten sehr gut dienen, denselben zu verbergen. Der behutsame Daun ließ, um den König zu täuschen, gleichsam als wenn er sich selbst vor einer Ueberrumpelung fürchtete, vor seinem Lager Verschanzungen auführen; er ließ den Wald vor seinem links

ten Flügel verhauen. „Wenn uns“, sagte Keith, „die Oestreichischen in diesem Lager nicht überfallen, so verdienen ihre Generale gehängt zu werden.“ „Sie müssen sich“, antwortete ihm Friedrich, „mehr vor uns, als vor dem Galgen fürchten.“ Friedrich wollte, ehe er seine Stellung veränderte, erst Wehl und Brod erwarten.

Dann täuschte ihn noch durch seine Anstalten zum Rückzuge. In der östreichischen Armee befand sich ein Officier, der dem Könige, in einem Korbe voll Eyer, ein ausgeblasenes mit den nöthigen Nachrichten, überschickte. Dem Ueberbringer kaufte sie einst Dann ab. Der Urheber wurde nun gezwungen, den König durch falsche Nachrichten von seinem Rückzuge sicher zu machen. Nach dem Sonnenuntergange eben dieses Tages (13. Oct.) setzte sich aber die östreichische Armee schon in verschiedenen Abtheilungen in Bewegung. Die Wachfeuer wurden in dessen unterhalten, und die Zelte blieben bis zum Anbruche des Tages stehen. Die östreichischen Arbeiter fuhren die ganze Nacht ort, Bäume zu fällen, und dazu zu singen.

Freys

Freymillige Grenadiere drangen, hinter den
 Caraffieren sich aufsetzend, bis zum preussis-
 schen Lager vor. Die preussischen Husaren
 unterließen nicht, ihre Bewegungen zu be-
 richten. Dennoch hatten Seydlitz und Zie-
 then viele Mühe, den König, der diese Be-
 wegungen für etwas Gewöhnliches hielt, auf
 die bevorstehende Gefahr aufmerksam zu
 machen. Einige Brigaden standen auf.
 Ein Theil der Cavallerie sattelte. Gegen
 Morgen (am 14ten) wurde aber der Befehl,
 gerüstet zu seyn, wieder aufgehoben. Der
 Soldat schien den abgebrochnen Schlaf nun
 desto ungestörter fortsetzen zu wollen. Die
 österreichischen Abtheilungen langten indessen
 alle auf den ihnen vorgeschriebenen Punkten
 an. Kremsberg, an der Spitze des rechten
 Flügels, sollte den linken preussischen nicht
 eher angreifen, als bis der rechte von dem
 österreichischen linken Flügel, über welchen
 Daun selbst die Aufsicht führte, geschlagen
 seyn würde; Coloredo führte das Mittelstres-
 fen an, und Laudon näherte sich dem Rücken
 des preussischen Lagers. Um fünf Uhr des
 Morgens griff der linke Flügel der Oestreis-
 cher an. Auf die Kanonen; und Flintens-
 schüsse

schüsse wurde von den Preussen nicht geachtet. Endlich erhoben sich aber doch drey Grenadierbataillione von ihrem Lager. Halb angekleidet, und noch nicht gestekt, sahen sie sich zugleich von vorn und im Rücken angegriffen. Sie schlugen sich mit der auszeichnesten Brayheit und Entschlossenheit durch.

Jetzt kam das ganze Lager in Bewegung. Die Oestreicher, die von allen Seiten eindrangen, feuerten nun auf die Preussen aus ihren eignen Kanonen. Einige hundert derselben wurden in ihren Zelten, wurden im Schlafe, getödtet. Andre griffen halb nackend zum Gewehre, meistens zum fremden. Nach wenig Minuten stand, der schrecklichen Ueberraschung ungeachtet, die preussische Armee in Schlachtordnung. Aber es war noch immer Nacht. Man konnte den Freund nicht von dem Feinde unterscheiden. Die Oestreicher griffen nach den Blechmützen, die Preussen nach den Bärenmützen. Als es Tag wurde, verhinderte ein starker Nebel die genauere Absonderung der Gegenseitende. Die Preussen legten bewundernswür-

würdige Beweise von entschlossenem Heldensmuth ab. Ihr braver Anführer Keith empsfieng, die Oestreicher zurück treibend, einen Schuß durch die Brust, der ihn sogleich niederstürzte. Die Tapferkeit der Preussen war gegen die überlegene Macht der Oestreicher aber doch nicht hinreichend. Diese war hauptsächlich gegen das in Flammen stehende Dorf Hochkirch gerichtet. Der Major Lange, der es nur mit einem einzigen Batalione vertheidigte, trostete den Angriffen der Oestreicher zuletzt auf dem Kirchhofe. Sieben Regimentter rückten nach der Reihe gegen ihn an. Dennoch schlug sich der tapfere Mann durch. Freylich entkamen nur wenige von seinen Leuten. Wenn auch die braven preussischen Batalione, die Generale, die Prinzen, und selbst den König an ihrer Spitze, immer wieder gegen die Oestreicher vordrangen, so konnten sie diesen, die einmahl behauptete Ueberlegenheit doch nicht wieder entreissen, zumahl da nun auch der linke Flügel der Oestreicher anrückte. Die Preussen wurden dadurch zum Rückzuge genöthigt. Sie verrichteten ihn mit der Ordnung und Besonnenheit, die damals nur bey
der

der preussischen Armee statt finden konnte. Doch die östreichischen Regimenter waren so sehr aus Reih und Glied, daß ihre Herstellung den Generalen große Mühe machte, daß diese den Abmarsch der Preussen sehr gern sahen. Diese entfernten sich auch nur eine halbe Meile vom Schlachtfelde. Von 28,000 bis auf 19,000 vermindert, ihrer Zelte, ihres Gepäcks, und fast alles Geschützes (101 Kanonen hatten sie zurücklassen müssen) beraubt, größtentheils nur noch mit dem Seitengewehre und dem Bajonnet bewaffnet, und, gegen die rauhe Herbstwitterung nur durch einen kurzen Rock geschützt, trockten sie einem neuen Angriffe der Östreicher, die von ihren 50,000 Mann doch auch den fünften Theil eingebüßt hatten. Fast alle preussische Generale, die am Leben blieben, waren an diesem Tage verwundet. Selbst Friedrich, der sich in das stärkste Feuer gewagt hatte, empfing eine leichte Wunde; ein Pferd, das er ritt, wurde getödtet, und zwey Pagen fielen an seiner Seite. Der Markgraf Karl hörte nicht auf, ihn dringend zu bitten, daß er doch, dem Staate zum Besten, sich der Gefahr weis-

-ger

ger aussetzen möchte. Schon hatten ihn die Oestreicher bey Hochkirch umringt; aber seine braven Husaren retteten ihn. Manches nur des Sieges gewohnte Regiment musste jetzt das erstemahl weichen. Viele alte Officiere wollten lieber auf dem Schlachtfelde sterben, als den Rückzug antreten. Der Prinz Franz, ein Bruder des Herzogs Ferdinand, erst 25 Jahre alt, befand sich an der Spitze von vier Batallionen, als ihm eine Kanonen - Kugel den Kopf wegriß. Der Fürst Moritz wurde, als er verwundet nach Bausen sich wollte bringen lassen, von den Oestreichern gefangen, und starb nicht lange hernach zu Dessau. Bey einem von der Natur stiefmütterlich behandelten Körper, bey einer vernachlässigten Erziehung, wurde er weiter nichts, als ein Naturmensch, der, persönllich tapfer und wachsam, mehr einen guten Commandeur, als General, abgab.

Friedrich ertrug sein Unglück mit philosophischer Gleichmüthigkeit. Die Standhaftigkeit, Klugheit, und vorsichtige Thätigkeit, mit welcher er die Anschläge seiner Feinde zu vereiteln wußte, erregte die höchste Bewun-

wunderung. Nach einem Unglücke erschreckte er fast noch größer, als vorher. Seine wißige Laune verließ ihn niemahls ganz. Jetzt hatte er aber auch nicht Ursache, seine Selbstheiterkeit zu verlieren. Dann benutzte seine überlegene Macht, und seinen Sieg so wenig, den König aus Sachsen zu vertreiben, daß er nicht einmahls dessen Verbindung mit seinem Bruder Heinrich verhinderte. Er umgab sein Lager zwischen Belsgeru und Jenkowitz so sorgfältig mit Verschanzungen, als wenn er sich vor einem Angriffe der Preussen zu fürchten schien. In dessen war er mit Courieren, die mit der Nachricht seines Steges in die Welt flogen, und mit Freudenfesten, beschäftigt. Von seiner Monarchin erhielt er ein sehr verbindliches Schreiben. Der Magistrat von Wien widmete ihm eine Ehrensäule, die österreichische Landschaft ein Capital von 300,000 Gulden. Von der Kaiserin Elisabeth erhielt er einen goldnen Degen. Selbst der Pabst Clemens XIII vergaß es nicht, ihm für die tapfere Bekämpfung des kezerischen Markgrafen von Brandenburg, (so wurde er zu Rom noch lange genennet) einen Beweis seiner

ner

ner Dankbarkeit zu geben. Er schickte ihm ein Dret und einen Degen, die er feyerlich eingeweiht hatte. Seitdem nannte Friedrich den Feldmarschall Daun „die geweihte Creatur, den Mann mit der päpstlichen Mütze.“

Daun glaubte den König so festhalten zu können, daß er dem General Zorß, der die Festung Meiß belagerte, die Nachricht gab, daß seine Unternehmung durch niemand gestört werden würde. Friedrich ließ aber, um die Russen unbekümmert, den General Dohna mit seiner Armee aus Pommern herbeykommen. Indessen wußte er seinen Gegner Daun abermahls zu täuschen. Dieser bildete sich ein, der König zöge sich nach Slogau zurück, und er ließ ihn daher ruhig ziehen, weil seine Unternehmung gegen Dresden um so weniger gehindert wurde. Allein Friedrich wendete sich, durch einen Umweg, nach Görlitz. Ueber den eben so klug ausgedachten als ausgeführten Marsch, durch den diese Absicht erreicht wurde, führte der Generalleutenant von Negow die Aufsicht. Aus einer adelichen Familie in Brandenburg, war er (seit 1745)

1745) Befehlshaber des Bataillons Grenadiergarde, hernach Intendant der Armee. Aufseher über die Colonie bey Potsdam, über das dasige Waisenhaus, und über die dasigen Manufakturen, wendete er einen unermüdeten Fleiß an, sich die zu seinem Amte nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Seit dem Ueberfalle bey Hochkirch lag er an der Ruhr krank. Diese verschlimmerte der Verhaft von einigen Tagen, den er eigentlich *) nicht verschuldet hatte. Der König schlug ihm auch den Aufenthalt zu Dresden ab, weil ein Paß von Daun dazu nöthig war. Neßow mußte nur der Colonne des Prinzen Heinrichs, durch das Gebirge, bis nach Schweidnitz, folgen. Er war, als er hier ankam, dem Tode schon so nahe, daß er am folgenden Tage (25. Oct.) starb.

Dann wurde bey Abmarsch der Preussen erst am hellen Tage gewahr, und noch an diesem Tage befand sich die preussische Armee in seinem Rücken, im völligen Besitze der Straße nach Görlitz. Laudon und Aremberg, die Daun ihr nachfolgen ließ, konnten, da sie
Daun

*) Oben S. 419.

Dann nicht unterstützte, den König von Görz nicht zurückhalten. Dann nahm nun wieder auf der Landkrone, südlich von Görz, eine feste Stellung. Friedrich kam, ohne daß es Laudon und Bahl hindern konnten, glücklich nach Schlessien. Die Oestreicher mußten nun (5. Nov.) nicht allein die Belagerung von Meiß, sondern auch die Einschließung der oberschlessischen Festung Kosel, aufgeben.

Hey Dresden war nur eine schwache preussische Truppenabtheilung unter den Generalen Ikenblitz, Hülsen und Fink, zurückgelassen. Diese sollten, bis zur Ankunft der böhmischen Armee, die Stadt decken. Fink, der jüngste unter den drey Generalen, übertraf seine ältern Collegen an Talenten. Jene folgten bescheiden dem Wunsche des Königs, sich des Rathes ihres jungen Majorgenerals zu bedienen, oder sie kamen ihm vielmehr zuvor. Hey der Annäherung des Feldmarschalls Daun zogen sie sich (5. Nov.) hinter den plauenschen Grund; doch sicherten sie sich die Verbindung mit Dresden. Daun setzte bey Pirna über die Elbe. Fink zog sich hierauf nach Meissen zurück.

rück. Er ließ die Anstalten zu seinem Rückzuge ganz laut werden; dennoch that Daum weiter nichts, als daß er Meissen besetzte. In dessen schlug Fink ohne alles Geräusch, gleich unterhalb Dresden, zwischen dem schwarzen und weissem Thore, eine Schiffbrücke über die Elbe, und zog sich, während daß der General Mayer den großen Garten mit außerordentlicher Tapferkeit vertheidigte, bis in die pirnaische Vorstadt.

Jetzt erklärte Schmettan, der Commandant von Dresden, der königlichen Familie, von neuem die Nothwendigkeit, bey der Annäherung der daunschen Armee, die Vorstädte abzubrennen. Am Stadtgraben standen Häuser von 6 bis 7 Stockwerken, von welchen man die Wälle beschießen konnte. Diese wurden (10. Nov.) mit brennbaren Materialien angefüllt, sehr geschwinde ein Raub der Flammen. Ihre Anzahl belief sich auf 250. Zugleich verbrennte ein großer Vorrath von schönen Möbeln und Kunstwerken. Der Schaden betrug über eine Million Thaler. Mayer kam während der Zeit in die Stadt, und Dauns
Dros

Drohungen erschütterten Schmettau's Standhaftigkeit eben so wenig, als zu Leipzig. Had: dik versäumte es, das schlecht besetzte, und mit einer geringen Besatzung versehene Torgau wegzunehmen, und der Herzog von Zweybrücken, der eben sowohl den Winter, als den General Dohna näher kommen sah, hielt es unter diesen Umständen (16. Nov.) für rathsam, die Winterquartiere in Franken zu beziehen. Und nun zog sich auch Daun, über seine vereitelten Plane verdrießlich, und, alles Friedrichs Glück zuschreibend, nach Böhmen zurück. Vorher ließ er die Festungswerke des Sonnensteins zerstören. Hierauf lehrten nicht nur die Armeen des Königs und des Prinzen Heinrichs nach Sachsen zurück; nun langte auch Dohna in diesem Lande an.

Dohna's Marsch nach Sachsen setzte die schwedische Armee wieder in Bewegung. Verstärkt durch 5600 Mann Fußvolk, und 2000 Reiter, zog sie, (im Aug.) unter dem Grafen von Hamilton, durch die Uckermark, um der russischen Armee näher zu kommen. Ihre Bewegungen machten, obgleich kein preussischer

scher

scher Soldat zu sehen war, nur sehr lang-
 same und behutsame Fortschritte. Es fehlte
 ihnen aber auch an einer Feldbeckerey, an
 dem nöthigen Vorrathe von Lebensmitteln.
 Diese anzuschaffen, erforderte Zeit, und dem-
 noch bestand die Nahrung der Soldaten meis-
 tens nur in Pöckelfleisch und Heringen. Dies
 wirkte auf ihre Gesundheit so nachtheilig,
 daß, bey schlechten Lazarethanstalten, die Zahl
 der Kranken sich bald bis auf 6000 vermehrte.
 Recruten und Pferde kamen auch sehr spät.
 Selbst die Bewaffung war armselig. Die
 Gewehre der schwedischen Soldaten, denen
 es an allem weniger, als an Muth, fehlte,
 hatten so schlechte Schlösser, daß, selbst bey
 dem Exerciren, nicht die Hälfte losgieng.
 Die Obergenerale wurden durch den Reichs-
 rath, der ohne militärische Kenntnisse, von
 Stockholm aus, die Unternehmungen leitete,
 sehr eingeschränkt. Die schwedischen Generale
 sollten große Eroberungen machen. Klagten
 sie nun über den Mangel von Bedürfnissen,
 so rief man ihnen aus der Versammlung der
 Reichsräthe zu Stockholm zu: „Ihr habt Pul-
 ver, Kugeln, Bajonnette, Schwerdter, und
 das

das ist genug!" Die Befehle waren zu unbestimmt. Die unglücklichen Ereignisse kamen immer auf die Rechnung der Generale. Die Pläne wurden von den Rathschlägen des französischen Gesandten, des Marquis von Montalambert, der sie, der französischen Subsidien wegen, mit dem Vortheile seines Hofes in Uebereinstimmung bringen wollte, durchkreuzt. Daher sollten auch die Schweden, anstatt die Russen an der Oder zu unterstützen, die französischen Unternehmungen an der Elbe begünstigen. Diese Unschlüssigkeit der Regierung erzeugte Unzufriedenheit und Misstrauen. Hamilton, der sich erst zu Ende des Julis in Bewegung setzte, eroberte zwar die peenesmünder Schanze, und drang bis Treptow, einer Stadt in Vorpommern, vor; hier blieb er aber wieder vier Wochen stehen, um den neuen Operationsplan des Reichsrathes abzuwarten. Von Fermor aufgefordert, wollte er sich nach der Oder ziehen; Montalambert machte ihn aber so unschlüssig, daß er bey Straßburg, in der Uckermark, wieder stehen blieb. Endlich faßte er den Vorsatz, bis nach Berlin vorzudringen. Der General Liewent

Galletti Weltg. 16r Th. E e her

Bestimmte ihn, den weitem, aber bessern, und mit Lebensmitteln versehenern Weg über Rheinsberg und Fehrbellin, zu wählen. Endlich stand er (18. Sept.) bey Fehrbellin nur acht Meilen von der Hauptstadt des preussischen Staates. Dohna durfte, der Russen wegen, nicht wieder über die Oder zurückgehen, und der General Wedel, den Friedrich nicht mehr als 6000 Mann anvertraute, war zu schwach, den Marsch der Schweden aufzuhalten. Bey Fehrbellin gerieth er mit denselben in ein Gefecht, wo die Schweden sehr brav fochten. Wedel langte jedoch vor ihnen (20. Sept.) bey Berlin an. Zwar nahmen sie hierauf, hinter den Seen und Morästen bey Ruppitt, eine so feste Stellung, daß ihnen Wedel nicht beykommen konnte; sie waren hier aber auch so eingeschlossen, daß ihnen der in sein Gouvernement nach Stettin verwiesene Herzog von Bevern, durch einen Theil seiner Besatzung, die Lebensmittel entziehen konnte, daß sie endlich froh seyn mußten, sich wieder nach Stralsund zurückziehen zu können, und die Preussen vergalteten nun die Kriegssteuern, welche die Schweden in der Mark

er:

erpreßt hatten, durch Brandschatzungen, die sie im schwedischen Pommern eintrieben. Hamilton forderte, über den schlechten Erfolg seines Feldzuges verdrießlich, seinen Abschied. An seine Stelle trat Lantingshausen als Obergeneral. Von 15 bis 16,000 schwedischen Soldaten waren jetzt nicht mehr, als 5 bis 6000 übrig.

Wie viel hätten die Schweden nicht leisten können, wenn sie die Unternehmungen der russischen Armee kraftvoll unterstützten! Fernor belagerte (im Sept.) die Festung Colberg in Hinterpommern. Starke Wälle, tiefe und breite Gräben, in einer morastigen, von Kanälen durchschnittenen Gegend, wurden von 7000 Mann Landmiliz, größtentheils alten, entschlossenen Invaliden, die den Major Hellden, einen Mann von außerordentlichem Muth und bewundernswürdiger Tapferkeit, zum Befehlshaber hatten, eben so thätig, als standhaft vertheidigt. Aber die Bürger theilten mit den Soldaten den Dienst auf den Wällen. Die wenigen Vertheidiger der Festung, unter denen sich nicht mehr, als

zwey

zwey Officiere und 15 Gemeine von den Artilleristen befanden, schossen noch mehr, als die Russen. Als nun Dohna der Besatzung von Colberg eine Abtheilung seiner Truppen zu Hülfe schickte, wurden die Russen, die sie für Dohna's ganzes Heer hielt, so sehr besorgt, daß sie (3. Nov.) die Belagerung aufhoben, und nach Polen zurück zogen. Auf ihre Entschließung soll jedoch entweder der Einfluß des Großfürsten, oder die Unterhandlung eines Juden, sich wirksam bewiesen haben.

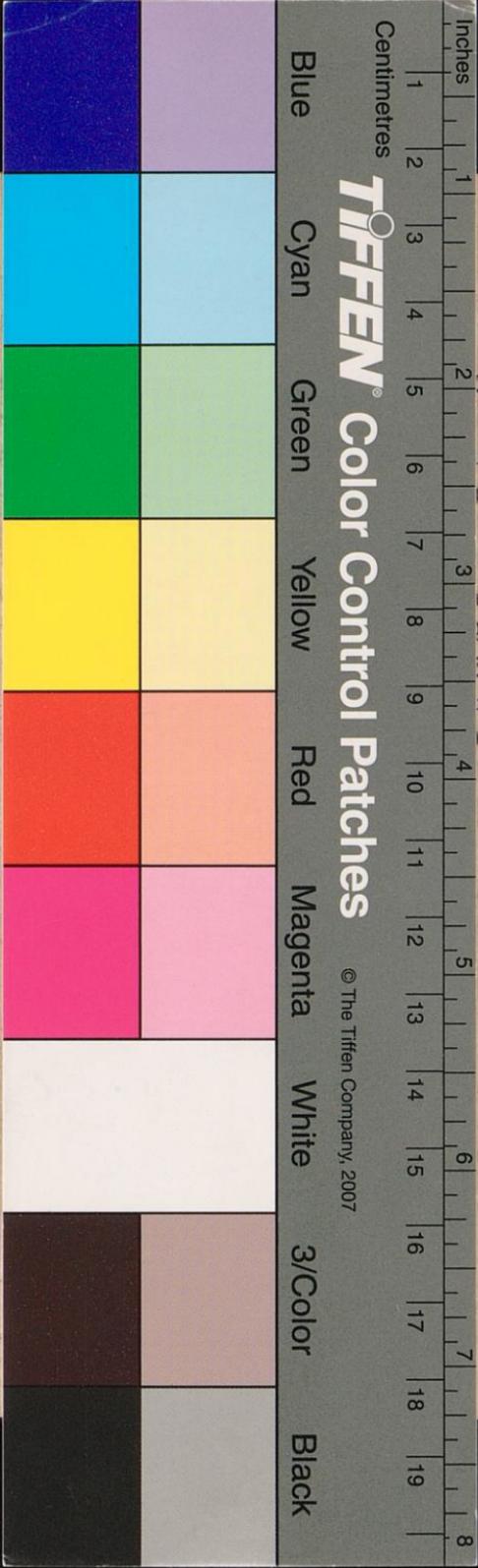


Inches 1 2 3 4 5 6 7 8

Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

TIFFEN Color Control Patches

© The Tiffen Company, 2007



Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black



Als
ing
pen
sie
ber
auf
Auf
ins
ing
en.